Digitized by Google

Bibliothek
2918
Wünſch

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Reiſe nach Wien.

Digitized by Google

Digitized by Google

Eine Reiſe nach Wien.

Von

Thereſe,

Verfaſſerin der „Briefe aus dem Süden" ꝛc.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1848.

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

	Seite
Marienbad und Königswart	1
Die Regensburger Walhalla	19
Die Donaureiſe von Regensburg nach Linz	28
Iſchl	38
Die Donaureiſe bis Wien	46
Wien	56
Die Stephanskirche	60
Die Auguſtinerkirche	65

Digitized by Google

Seite

Schönbrunn 72
Hitzing 80
Der Garten des Freiherrn von Hügel 82
Der kaiserliche Thiergarten 87
Hüttelдorf 90
Das Kärnthnerthortheater 92
Das Burgtheater 98
Die Hofbibliothek 116
Das Antikenkabinet 124
Die kaiserlichen Gemächer in der Burg 130
Die Reiterſtatue Joſeph's II. 133
Das Monument Franz I. 136
Die Minoritenkirche 138
Der Volksgarten 145
Der Prater 148
Die Villa Metternich 153
Die Ambraſiſche Sammlung 174
Das Belvedere 178

Digitized by Google

Seite
Baden 205
Die Kaiſergruft 216
Donner's Brunnen am Mehlmarkt 225
Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung 227
Die Schatzkammer 229
Die Reitſchule 231
Das Sophienbad 234
Die Gemäldeſammlung des Fürſten Paul Eſterhazy 237
Das kaiſerliche und bürgerliche Zeughaus 243
Der Augarten 249
Die Akademie der Wiſſenſchaften 252
Der juridiſch-politiſche Leſeverein 254
Der allgemeine Hülfsverein 256
Der Narrenthurm 258
Lenau 276
Der Währinger Kirchhof 278
Die Gemäldeſammlung des Herrn von Arthaber . 281
Laxenburg 291

Digitized by Google

Seite

Mödling und Briehl 296
Das Theater in der Joſephſtadt und das Theater an der Wien 298
Die hohe Warte 301

Digitized by Google

Marienbad und Königswart.

Die öſtreichiſche Grenze iſt überſchritten. Die Mauthbeamten haben mit ſeltener Höflichkeit die für einen Badeaufenthalt gefüllten Koffer gemuſtert. Im Halbdunkel des Abends liegt Franzensbrunn vor uns. Ehe es erreicht iſt, hat die Nacht ſich über den kleinen Ort mit ihrem ſchwarzen Schleier ausgebreitet. Der Contraſt ſcheinbarer Ruhe auf den langgezogenen Straßen, mit der lebenzitternden Bewegung der erleuchteten Häuſer, mit den fernen Klängen des Muſikchors und dem Rauſchen der Bäume, das wie ein ſehnſüchtig erregtes Meer leiſe dahinflutet, iſt lieblich und ernſt. Wir ſtehen vor einem Gaſthofe. Er iſt beſetzt. Vor einem zweiten. Auch der iſt überfüllt. Nirgends findet

ſich ein Unterkommen. Franzensbrunn hat nicht genug Häuſer für die theils durchreiſenden, theils bleibenden Kurgäſte. Man ſagt, noch nie ſei es ſo voll wie in dieſem Jahr geweſen. Iſt das ein Beweis für einen wenig beruhigenden Geſundheitszuſtand, für eine immer mehr die Oberhand gewinnende Vergnügungsſucht, oder lockte die königlich baieriſche Familie und deren Verwandte plötzlich ſo Viele in ein Bad, das meiſt unbeſucht iſt?

Der Poſtillon, vom Warten ungeduldig geworden, ſchmetterte in ſein Horn. Es war elf Uhr Abends und immer noch wollte ſich die Wohnung nicht finden. Da faßte ich einen raſchen Entſchluß, ließ friſche Pferde kommen und fuhr im zurückgeſchlagenen Wagen, angehaucht von der Nachtkühle, hinüber nach Eger.

Eine ſchöne Allee führt wol eine halbe Stunde lang von Franzensbrunn in die Stadt, die Wallenſtein's letzten Seufzer hörte. Die ganze Umgebung, Feld und Ebene, in traumartige Einſamkeit gehüllt, ſchien mir voll Friedensruhe. Die Brunnen auf dem Markte plätſcherten kaum hör-

Digitized by Google

bar, als wir vor den „drei Prinzen“ hielten. Aber welch ein Gaſthof! Iſt das Oeſtreich mit ſeinem geprieſenen Comfort? Bin ich im Kerne Deutſchlands? Darf ich Anſpruch auf Bequemlichkeit, ja nur auf Reinlichkeit machen? Von dem Allem keine Spur. Man führt mich Trepp' auf, Trepp' ab, durch Gänge, die einem Kloſter zu gehören ſcheinen, über aſchgraue Fußböden zu einer Thüre, an die geklopft wird. Der Einwohner öffnet ſchlaftrunken. Dahinein ſoll ich? In dieſes bereits beſetzte Zimmer? In dieſe von Stickqualm gefüllte Atmoſphäre? „Wir haben nichts frei“, heißt es. „Dies iſt der Wirth ſelbſt, der ſeine Wohnung abtritt.“ Ich ſeufze und ergebe mich in mein Schickſal, mitten in der beſuchteſten Gegend Deutſchlands, in einer nicht ganz unbedeutenden Stadt, zwiſchen Franzensbrunn, Marien- und Karlsbad die Nacht auf einem Stuhle in einem durchaus erbärmlichen Gaſthaus, dem erſten in Eger, zuzubringen!

Dergleichen geſchieht dem Reiſenden in Oeſtreich öfter, als man glaubt. Ich habe nirgends,

ſelbſt in größeren Städten, jenen Comfort, jene faſt in Duft ſchwimmende Reinlichkeit der Rheingegenden, jene Sorge und Umſicht der Wirthe, die dem Ermüdeten zum Labſal wird, angetroffen. Alles iſt unzweckmäßig, unreinlich; überall zeigt ſich tiefer Verfall. Die drückendſte Armuth und das ſchreiendſte Elend herrſchen dermaßen, daß ganze Menſchengruppen hungernd und lungernd an allen Straßenecken lehnen. Ich ſah das, als ich Morgens durch Eger nach Marienbad fuhr, die Bauern in ihrer romantiſchen Tracht mich hohläugig, die ſchwarzen Hüte tief in das Geſicht gedrückt, ſchüchtern aber nicht bettelnd anblickten.

Durch die mit Nadelholz bewachſenen Berge ging es dann weiter der blauen, nebelverhüllten Ferne zu, um mich ein ſtill hindämmerndes Naturleben, eine faſt wehmüthige Waldeinſamkeit, eine ich möchte ſagen ſchlaftrunkene oder doch einlullende Ruhe. Das iſt die Stimmung, die dem Badebeſuchenden gebührt. In dieſer geſchäftsloſen Sommerluſt, vorbereitet auf wohlthuende

Langeweile, ſollen die unnatürlich angeſpannten Nerven ſich erholen.

Die Poſtſtraße windet ſich unter dem Sonnenglutball auf- und niederwärts, bis endlich rechts der Ferdinandsbrunnen mit ſeinem weißſchimmernden Gebäu ſich im Thale auf dunklem Grunde zeigt und Marienbad, an Anhöhen gelagert, mit gradgezogenen Häuſerreihen und parkähnlichen Spaziergängen gar freundlich hervortritt.

Wie viel hat ſich an dem Ort, den ich vor zehn Jahren zuletzt ſah, verändert! Wie iſt Alles ſo viel größer und geputzter geworden! Auf der Höhe glänzt eine neuerbaute Kirche im hellen Sonnenlicht; dahinter ragen im Dunkel die hohen Tannenbäume der „Hirtenruhe" empor. Das goldene Kreuz der Heilquelle erhebt ſich ſeitwärts und gegenüber, inmitten des ſchwarzdunklen Bergwalds, ſteht ein hochaufgerichtetes Crucifix, an deſſen Fuße andächtige Landleute beten. Aber alle dieſe Spuren einer ordnenden Gewalt haben doch Marienbad noch nicht ſein wildromantiſches, urſprüngliches Ausſehen nehmen können. Die ganze Ge-

Digitized by Google

gend duftet von harzigem Tannengeruch. Kahle Felsblöcke ragen aus dicken Mooſen hervor, Quellen plätſchern von den Bergen in das kleine Thal mit wunderholder Geſchwätzigkeit herab. Je tiefer man in die Waldung, je höher man auf die Spitzen der Anhöhen hinaufſteigt, deſto beſſer und ernſter geſtaltet ſich die Scene. Wie in einem Urwalde, ſo dringt nirgends der Laut eines menſchlichen Weſens zu uns. Nur Vögel flattern hie und da aus ihrer Ruhe empor oder ein Schmetterling kommt, ſich auf den Farrenkräutern im Dickicht zu wiegen. Marienbad iſt kein Ort der Zerſtreuung oder der Eitelkeit. Hieher verirren ſich nicht die tänzelnden, mit communiſtiſchen Bärten gezierten „Lions“ oder die auf Effect ausgehenden Damen der Mode. Wer den Kreuzbrunnen aufſucht, der iſt krank; krank an der Leber, am Unterleibe, krank im Gemüthe, verſtimmt und ermüdet. Das zeigen die gelb angeflogenen Geſichter auf der Promenade, die ſich vom Kreuz- bis zum Karolinenbrunnen erſtreckt, das die gebückten, ſchleichenden Geſtalten, die langſam auf- und abwandeln.

Ich war im „Anker“ abgeſtiegen, einer Wohnung, die den Vortheil der Kühle und vom Balcon herab die Ausſicht auf die fehlerhaft gebaute, aber romantiſch gelegene Kirche, auf den leiſe gewellten Vordergrund der Landſchaft, auf die allmälig hochſteigenden Berge, auf all' den lebenſpendenden, würzig duftenden Reiz einer Waldgegend hat. Außerdem fand ich in dieſer Wohnung eine mir theure Freundin, mit der ich manche Stunde getheilt und die Schönheit der Gegend tauſendfach genoſſen habe. Im Allgemeinen will ich aber doch vor dem „Anker“ als vor einem Hauſe warnen, das weder gut gehalten, noch ſeines eigennützigen Beſitzers wegen zu empfehlen iſt. Vorzüglicher iſt jedenfalls die „Eiche“, der „Neptun“, der „Falke“, das „Teplerhaus“ und auf der Höhe die „Stadt Paris“ und die „Badeanſtalt“.

Ich bin viel in Marienbad herumgewandert, Morgens und Nachmittags, im Thale, nach der Waldquelle hin, oder hinauf nach der „Freundſchaftsbank“, der „Richardshöhe“ und dem „Kieſelhof“. Abends beim Sinken der Sonne, wenn ſich ein

leichter blauer Flor über die Berge legt und die Schatten dunkler und kälter werden, oder früh Morgens, wenn der violette Duft allmälig der goldenglänzenden Sonne weicht, iſt Marienbad am ſchönſten. Das Grün der Tannenwipfel, hie und da von hellem Laubwerkgebüſch unterbrochen, zittert rubinroth gefärbt auf dem Silberblau des Himmels, indeß die blauangehauchte Tiefe in feuchter Kühle ſchwimmt. In dieſer Umgebung iſt mir die Welt oft vergeiſtigt, die Laſt der Verhältniſſe leicht, die Schönheit und der Adel der Naturlinien lieblich erſchienen. Auch die kleine ſich an die noch nicht vollendete Kirche anlehnende Kapelle mit ihrem bimmelnden Glöckchen, mit dem aufſteigenden Weihrauch und der andächtigen Menge durfte nicht fehlen. Marienbad hat die katholiſche, alſo die poetiſche Färbung; es hat ſeine ehrwürdigen Teplerherren, das weiße flackernde Kerzenlicht der Meſſen, die Vocal- und Inſtrumentalmuſik am Sonntage beim Hochamte. Es hat ſeine meiſt ſchlechtgeſchnitzten Heiligenbilder am Wege, ſeine Kreuze und ewigen Lampen, all' das unſchuldige

Digitized by Google

Spiel- und Blendwerk der Sinne, das wir mit nordiſcher Nüchternheit aus unſeren Kirchen verbannt haben. Ich ſah den Tepler-Prälaten mit einem galonnirten Jäger fahren; ich hörte von Mittagseſſen, die gegeben, von freundlichem Entgegenkommen, das im Kloſter geübt werden ſoll. Ich bin nicht da geweſen. Ich habe mich mehr mit der Marienbader Natur als mit den dortweilenden Menſchen befreundet, mehr der Geſundheit als dem Vergnügen, das was man ſo gemeinhin Vergnügen nennt, gelebt. Vielleicht iſt mir deshalb im Schatten des Waldes, an heißen Sommermorgen, in ſtiller, befriedigender Einſamkeit, in belebender Kühle ſehr wohl geweſen. Ich habe den Sinn der Alten begreifen gelernt, die dem Naturgeiſte Altäre im Freien erbauten. Ueberall reden die eindringlichſten Stimmen um und in uns von jener Macht, die wir Gott nennen. Von allen Seiten ſchallt und jubelt die Wahrheit eines Schöpfers, der uns Leben und Freude einhaucht. Ich erinnere mich eines Morgens im Walde, wo ich auf dem Wege zur „kleinen Schweiz" leiſe auf-

wärtsſteigend unter mir die reichſte Vegetation eines kräuterduftenden Grundes hatte, die Bäume in Licht und Luft eingerahmt, ſich zu ſchlanken Säulen geſtalteten und das Herz mir in freudigſtem Schwunge voll dieſes Glanzes und dieſes Glaubens wurde.

Einmal war ich in Königswart. Man fährt, mit Erlaubniß des Fürſten Metternich, durch den Thiergarten. Der Weg trägt einen faſt trüben Charakter. Das dunkle Nadelholz duftet und die Blicke auf die Ebenen, die hie und da ſich zwiſchen dem Gebüſch aufthun, bieten die Ausſicht auf dünnes Korn, das ſpärlich fortkommt. Hier heißt es wirklich, ſein Brot im Schweiß ſeines Angeſichts verdienen. Man ſieht es den hungernden, faſt nackten Geſtalten, die um ein Almoſen bitten, an, wie ſchwer es auf dieſem Boden zu leben iſt. Ernſte Gedanken geleiten zum Schloſſe des Fürſten. Es liegt einſtöckig, in der Mitte eines geiſtreich angelegten Parkes, hat ein ſchönes Mittelgebäude und iſt von der einen Seite, da wo man hereinfährt, mit einem eiſernen Gitter, das von

dem einen bis zum andern Flügel geht, geſchloſſen. Im Hofraum wirft ein Springbrunnen ſein klares Waſſer hoch in die Luft hinein. Die große Paradetreppe, die links hinaufführt, iſt mit einer Glasthüre verſehen. Der Kaplan öffnet. Man ſchreitet aufwärts. Oben auf der Treppe ſtehen ſeitwärts Vaſen und Blumengefäße. Nun tritt man in einen großen Saal, auf deſſen einer Wand das Bild des Kaiſers Franz und auf der andern eine Statue, die die Politik vorſtellen ſoll, prangt. Aber dieſe iſt mit dem goldenen Griffel in der Hand, in ſchwere Marmorfalten gehüllt, mit ſpitzen Zügen auf dem unſchönen Geſicht, ſo wenig anziehend, daß ich lieber hinaus auf den breiten Balcon trat und die Fernſichten des Parkes betrachtete. Dann geht es weiter in eine Galerie, wo das Bild des Fürſten als ſechsjähriges Kind, neben der Mutter, nicht weit von ſeinem geharniſchten Anherrn, hängt. Seine kleinen, runden Züge und die guten, lachenden Augen verrathen noch nichts von der Größe dieſer Zukunft. Noch ſchläft Alles in dem Geſichtchen und nur Eines wacht,

die reine, inſtinktmäßige Freude am Leben, die Behaglichkeit, die noch keine Entbehrung zerſchnitt!

Der Kaplan öffnet die Thür im Hintergrunde. Wir ſind in der Kapelle, oben in einem Chor, von dem aus der Fürſt dem Gottesdienſt beiwohnt. Ein blauer Seſſel, darauf das Wappen künſtlich in Seide geſtickt, verräth ſorgliche Frauenhände. Die Kapelle iſt einfach. Ich kann mir wohl denken, daß man hier andächtig beten, hier zu den Füßen des Kreuzes ſein Leid niederlegen kann. Die Muttergottes ſchwebt auf blauem Grunde über dem prachtvollen Altar, der ein Geſchenk des Papſtes iſt. Im Uebrigen ſchmückt das Kirchlein nichts als Sonnenlicht, das durch die hellen Fenſter auf die Wände fällt und leuchtende Punkte malt.

Von der Kapelle führte uns der Kaplan in eine Reihe lieblich angelegter Fremdenzimmer. Der Fürſt muß ſehr gaſtlich ſein, denn nicht allein, daß für Viele Raum iſt, dieſer Raum iſt auch mit freundlicher Sorgfalt, mit Lehnſtühlen und bequemen Sophas fürſorgend ausgeſtattet. Wie es mir gefiel, daß die Fenſter überall geöffnet, die Uhren

Digitized by Google

aufgezogen, die Lagerſtätten bereitet waren! Man ſchien Gäſte, vielleicht die Herrſchaft zu erwarten, allein der Kaplan meinte, heuer käme der Fürſt nicht; er bliebe in Wien, der italieniſchen Angelegenheiten wegen.

Als ich aus den Fremdenzimmern heraustrat, lagen vor mir die Wohnzimmer, heimlich und lockend, fern von aller Prunkſucht, aber ſo hübſch, daß es mir Mühe koſtete, mich loszureißen. Zuerſt thut ſich das Eßzimmer auf, dann kommt man in das Billardzimmer, an deſſen Wand mich ein Bild feſſelte. Es iſt Wallenſtein's Portrait, in ganz ſchwarzer Kleidung, jugendlich, mit ſchönen „ariſtokratiſchen" Händen, mit dem leuchtenden, voll Thaten ſchwimmenden Blick. Er ſieht lebensvoll und doch geiſterartig aus dem Rahmen heraus, eine Heldengeſtalt, die ich mit Bewunderung, mit Schrecken, mit Schmerz betrachtete. Er verbrachte Außerordentliches, war hart und weich, groß und klein, und endete elend, voll Bitterkeit und Ermüdung, verrathen, mit der Schmach des Undanks bedeckt, ein Hinweis auf Das, was wir Größe

nennen und was ſo morſch und ſo unſicher iſt. Was für ein grauſes Lebensgewirr, was für ein Laufen und Rennen, Hoffen und Verzweifeln bis zum mörderiſchen Dolchſtoß des Irländers Devereux! So ſtolz, ſo herzſchwellend zu ſein und ſo zu enden! Es liegt ein tiefer Schmerz in dieſer Thatſache. Wer kann ſie anſehen, dieſe Zuſtände der Knabenſpiele, der Jünglingsſchickſale, des Kriegs, des Fluchs und des Segens, der Verwüſtung, des Untergangs und nicht wie durch einen Zauberſchlag in ein fremdes Daſein gerückt, überwältigt von den maſſenhaften Eindrücken eines ſolchen Lebens zu ſein!

Nicht weit von Wallenſtein's Bild hängt das Portrait der ſchönen Pauline Borgheſe mit den entblößten Schultern, hängen die wunderholde Tante des Fürſten Metternich's, ſeine verſtorbene, liebliche Schweſter, er ſelbſt in älteren Jahren, die Züge durch Denken und Handeln vergeiſtigt, indeß ein früheres Bild ihn in freigewordener Kraft, im vollen Glanze der Jugend, in ſehnſuchtsvoller Erwartung der bedeutungsreichen Zeit zeigt.

Digitized by Google

Es iſt kein Vorurtheil dieſe Race, dieſe Privilegien des Adels, dieſe angeborene Schönheit, die ſich in der äußern Bildung ausſpricht. Könnte ich nur das wundervolle Antlitz eines verſtorbenen Grafen Eſterhazy beſchreiben, deſſen Bild ich in einem der Zimmer ſah und der ſo viel Muthiges, ſo viel Herausfoderndes, ſo viel Siegendes hat, wie es ſich nicht ſagen läßt.

Der Geſellſchaftsſaal der Fürſtin, das Kamin darin, der Flügel, die kleinen und großen Tiſche, die Sophas haben viel Einladendes, Anheimelndes. Nichts iſt ſteif oder unſchön; man erräth, daß hier ein gebildeter, weiblicher Geſchmack, eine Lebendigerhaltung des Ideals, eine vollſaftige Aeußerlichkeit herrſcht. Hübſch ſind die Vorrichtungen für die Blumen, die kleinen Etabliſſements in den Ecken der Zimmer zu traulichen Zwiegeſprächen! An den Geſellſchaftsſaal ſtößt das Schreibkabinet des Fürſten. Da es am Ende des Schloſſes liegt, ſo hat es vier Fenſter, zwei auf der einen, zwei auf der andern Seite. Gleich beim Eintritt fällt der Blick auf ein wundervolles Frauenportrait.

Das iſt die zweite Gemahlin des Fürſten, eine Engländerin, in idealiſcher Kleidung, mit großen ſtaunenden Augen und ſeltſam geſchlungenem, reichwallendem Haar, einer Antike ähnlich, lieblich, rein, ſittſam die Schultern mit Mouſſelinfalten verdeckt. Sie muß ſchön geweſen, heiß beweint worden ſein! Auf dieſem Angeſicht einer früh Geſchiedenen ruht gewiß des Fürſten Auge, wenn er allein vor ſeinem Schreibtiſch ſitzt, ins Freie, auf die Jugend, die Hoffnung, auf das Glück, auf den Schmerz dieſes Todes, auf die Sehnſucht nach Wiedererweckung des Verſchwundenen blickt. Sein Schreibtiſch iſt faſt in die Mitte des Zimmers gerückt. Ich ſtand einen Augenblick vor dieſem Laboratorium des menſchlichen Gedankens, vor dieſen ſpeculativen Anläufen eines mächtigen Willens, in dieſer unmittelbaren menſchlichen Häuslichkeit, an die ich nicht mein individuelles Scalpell zu legen wagte. Ich dachte ſo Vieles, ſo Manches von der Phraſe Abweichendes; Vergangenes, Gegenwärtiges, Zukünftiges; dachte an Thatſachen, die bewundert oder getadelt von dem Griffel der

Geſchichte ſchon auf eherne Tafeln gegraben ſind, ſpann mich ein in das traumartige Gewebe der dahinrollenden Zeit...... Eine Tapetenthür führt in das Ankleide- und dann in das Schlafzimmer. Dicke Vorhänge umſchließen die Lagerſtätte. An der Seite, wo die jugendlich ſchöne Fürſtin ruht, ſteht ein Betſtuhl vor einem kleinen rothſammetnen Hausaltar. Dann tritt man in ihr Wohnzimmer. Es iſt lebensfriſch und heiter. Was die übrigen Zimmer angeregt hatten, ging hier in der duftenden Gegenwart unter. Da ſteht eine Marmorſtatue, ein kleines Mädchen, das einen Schmetterling haſcht, die bekannte Jungfrau von Orleans drückt ihr Schwert an die Bruſt, dickbäuchige Chineſen nicken und darüber ſieht man ein Stück Wiener Congreß. Ueberall Divans, Schmollwinkelchen, Epheuſtauden, die den kleinen Schreibtiſch umgeben; Alles Heiterkeit, neckiſche Laune, graziöſe Gefallſucht. Man freut ſich an der Lebensluſt, die hier herrſcht, an der Idylle, die ſich in dieſen Räumen eingeniſtet hat, an der Ausſicht auf den Park, der, angefüllt mit thauigen Roſen,

vor den Fenſtern der Fürſtin einen kräftig bearbeiteten, wenn auch etwas ſpröden Boden verräth. Dieſer Park ſieht wie ein Eroberer aus. Er hat es ſich ſauer werden laſſen, ſeine Bäume und Gebüſche in die Höhe zu treiben, aber er hat es, unverdroſſen in ſeiner Anſtrengung, bis zu gewölbten Zweigkuppeln, bis zu rankendem Schlinggewächs gebracht. Nun webt und weht ein friſches Leben im Königswarter Park. Die Badegäſte trinken hier ihren Kaffee, den ſie „verkehrt" nennen, weil nach ärztlicher Vorſchrift viel Rahm und wenig Mokkaſaft gegeben wird; kleine Mädchen laufen in roſafarbenen Kleidern weit weggeworfenen Ringen nach. Das Dämmern und Brüten der Reflexion weicht vor den ſonnigen Lichtſtreifen, die ſich auf den Wipfeln der Bäume wiegen.

Die Regensburger Walhalla.

Von Marienbad fuhr ich über Weiden und Burglengenfeld nach Regensburg. In Burglengenfeld dachte ich mit Wehmuth des erloſchenen Geſchlechts meiner mütterlichen Vorfahren, die hier lebten und ſtarben, dachte an den Großvater, der in Regensburg gewohnt, an die Glanzpunkte einer Familie, die nun Staub iſt. Menſchen und Grundſätze zerſtören ſich gegeneinander. Die Meiſten wünſchen ſich Kampf. Warum nicht Frieden? Man ſtreitet, man dialektiſirt, man arbeitet für eine ſogenannte Idee und immer — vergebens!

In Regensburg fühlte ich mich einheimiſch, ich, die dort fremd bin. Ich gedachte der Erzählungen meines Vaters, den der Reichstag großzog; ich

Digitized by Google

ſah die Kapelle, in der Verwandte, den Friedhof, auf dem die Großmutter ruht. Ich ging vor dem Hauſe „zum Goliath“ vorbei, deſſen Außenſeite mit dem Rieſenbild im coloſſalſten Style bemalt iſt; ich trat in den Dom, deſſen Anblick Ehrfurcht und Bewunderung einflößt. Er iſt unter der Regierung des jetzigen Königs von Baiern hergeſtellt und vom Ungeſchmack geſäubert worden. Mild und ſammetweich legt ſich hier die Ruhe der Andacht um das Gemüth; die Sonne blickt mit himmliſch verklärter Heiterkeit durch die wundervoll ſchimmernden Glasfenſter, ja das edle Gebäu wirkt überwältigend in ſeinem eigenthümlichen Bauſtyl, in ſeinem düſter-ernſten Charakter, der faſt cyclopiſch iſt. Was das für erhabene Eindrücke voll ſtiller Demuth, voll naiver Innigkeit, voll heiligen Ernſtes ſind! Der Hauptaltar, der vom Fürſtbiſchof Fugger herſtammt, iſt von Silber. Zur Linken ſteigt das ſchlanke gothiſche Sakramenthäuschen empor; in den beiden Seitenſchiffen fallen die Feinheit und Sculptur der ſteinernen Altäre ins Auge. Im rechten Seitenſchiffe ſteht ein Meiſter-

werk, der Schöpfbrunnen, aus welchem das Weihwaſſer geholt wird; unter den Grabdenkmalen verdient das prächtige Monument von Bronze und Marmor in der Mitte der Kirche, dem Kardinal Philipp Wilhelm errichtet, nähere Erwähnung. Sehr angeſprochen hat mich der Unterbau der Kirche, von dem aus breite Treppen in die Eingänge der Kirche führen und die ſieben Thüren und an den Längenſeiten einen Wald von Pfeilern und Spitzthürmchen hat.

Soll ich von dem fürſtlich Thurn- und Taxis'ſchen Palaſt und von der Gruftkapelle reden? Soll ich einen Blick in die zuſammenhängenden Hallen des Kreuzganges, auf die mit Glasgemälden prangenden Fenſter, auf den Zuſpruch: „Gottes Friede mit Euch Allen!" thun? Die ſchöne Chriſtusſtatue von Dannecker ſteht ſegenſpendend in der Kapelle. Der Styl iſt der altdeutſche; Form und Verzierungen ſind vorwurfslos. Aber es zieht mich, ehe die Sonne hinabſinkt, hinauf zur Walhalla, zu dieſem Rieſenbau der Gegenwart, zu dieſem Tempel eines großangelegten Ruhmes-

lexikons. Der Wagen rollt raſch über die Donaubrücke, rechts den Weg nach Donauſtauf, in ein breites Thal, aus dem plötzlich ſich ein Granitfelſen und auf ihm die Walhalla im ſchneeig jungfräulichen Gewande emporhebt, dann verſchwindet, dann die Trümmer der Veſte Stauf und die im byzantiſchen Styl erbaute Kirche St. Salvator zeigt, dann eine durch Wald und Fels gehauene Straße zuläßt und endlich zur nördlichen Seite des Tempels führt. Die Sonne war im Sinken. Das weitreichende Donauthal, mit der Fernſicht bis zu den Tyroler Hochgebirgen, ſchwamm duftig zu unſeren Füßen; neben uns ſtand die Halle des Ruhmes, mit einem Periſtyl in doriſcher Ordnung, ernſt und ſchweigend in ſteinerner Ruhe. Nichts ſtörte in dieſer Stunde den Eindruck; die Reiſenden waren fern, der Tempel war geſchloſſen. Bis der Cuſtode ihn für uns öffnete, konnte ich dieſe ſchönſte Jugendblüte Ludwig's, dieſen vor vierzig Jahren gefaßten und ſeitdem mit Liebe gehegten Gedanken, dieſes aus poetiſchem Bedürfen entſtandene Gebäude ſorgfältig betrachten. Nie iſt mir die griechiſche Archi-

Digitized by Google

tektur erhabener in ihrer Einfachheit, nie abweichender von der gothiſchen, nie innerlich befriedigender als hier vorgekommen. Hoch oben auf dem Haupte des Felſens, fern vom Tageslärm, ſteht der Tempel mit Säulen umgeben in länglicher Form, behaglich, als höbe er ſich wie ein Schwan in die Lüfte, tadellos ſchön, ein Werk des Genies, einheitlich, voll ordnenden Sinnes. Nur die bis an den Fuß des Berges hinabreichende, im Zickzack gebaute Treppe iſt mir außer Proportion, als nicht zu dem Rieſenbau gehörend vorgekommen. Von oben herunter und von unten herauf ſchadet ſie dem Tempel, der durch ſie kleiner, als es gut iſt, erſcheint. Aber dieſer mäkelnde Eindruck erliſcht, ſobald die gigantiſchen Thore ſich öffnen und man in die Zauberhalle, in den Wohnſitz großer Menſchen, in dies wunderbar ſich in ſeinem eignen Marmorglanze ſpiegelnde Gewölbe tritt. Wie leicht und zierlich, wie feſt und unerſchütterlich das daſteht! Das Geſetz des Maßes iſt erfüllt. Der Charakter des Antiken iſt mit dem Schmelz der Schönheit bekleidet; voll Kraft, ver-

heißend, andacht= und ehrfurchterregend winden und reichen die Genien des Ruhmes ihre Kränze dar. Das wölbt ſich überall lebensvoll und warm, wächſt und dehnt ſich, wohin ich auch treten, wie ich den herrlichen Plafond, den moſaikſchillernden Boden auch betrachten mag. Licht überall von den Wänden, Licht in der Seele, Licht des mildeſten Ernſtes, das, der heiligen Begeiſterung entfloſſen, ſich auflöſt in ſtaunende Bewunderung. Warum dieſe buntangemalten Kanephoren, dieſe altgermaniſch gekleideten Walkyren, die mit elfenbeingelber, bräunlich goldener, hell violetter Farbe faſt profan in die ſchneeige Halle hinabblicken? Mußten ſie denn bunt ſein? Konnte nicht Alles dem Marmor entnommen, weiß wie die Büſten und Ruhmesgenien bleiben?

Ich ſetzte mich auf einen der marmornen Seſſel, verloren in Gedanken. Da kamen ſie in Scharen die Erinnerungen an die Geſchichte; da kamen die Helden=, Künſtler= und Dichtergeſtalten, da Rudolph von Habsburg, Maximilian I. Da Franz von Sickingen, Ulrich von Hutten, Wallenſtein,

Herzog Bernhard von Weimar, Friedrich der Groſse, Maria Thereſia, Katharina die Zweite, Johann von Eyck, Hemling, Albrecht Dürer, Peter Viſcher, Hans Holbein, van Dyck, Rubens, Leibnitz, Winckelmann, Leſſing, Gluck, Mozart, Herder, Schiller, Klopſtock, Müller, Wieland, Goethe..... nur Einer fehlt: Luther, der Mann der Bewegung und des Fortſchritts, der Mann, der mit erquickendem Eifer das Göttliche herſtellen und das menſchlich Kleine vernichten wollte. Dieſer dialektiſche Moment der Ideen, dieſe hiſtoriſch religiöſe Entwickelung, dieſe reformatoriſche Scheidewand der Jahrhunderte mit ihrem Brenn- und Mittelpunkte, dieſer göttliche Funke Luther durfte in dieſem Tempel nicht fehlen. Man ſagt, König Ludwig beabſichtige die Aufſtellung dieſer denkwürdigen Büſte. Ich will glauben, daſs eher eine Zufälligkeit als eine Abſicht dieſer Verzögerung zum Grunde liegt. Ich bin lutheriſch; aber wenn ich auch katholiſch wäre, ich würde Luther's Büſte an dieſer Stelle für ein abſolutes Recht anſehen. Die beſtehende Wirklichkeit läſst ſich nicht herab-

drücken, die correcten Ideen des Proteſtirens dürfen unſerm Jahrhundert und dieſem Tempel nicht fremd bleiben.

Es iſt ſchade, daß ſo viele Büſten aus einem mit blauen Adern durchſchoſſenen Marmor gehauen ſind. Das ſtört zuweilen den Totaleindruck oder ſchiebt eine bedeutende Perſönlichkeit in den Hintergrund. Wahrhaft erhebend ſind die plaſtiſchen Arbeiten. An der Außenſeite hat ſich Schwanthaler einerſeits durch die ſymboliſch ausgedrückte Wiederherſtellung Deutſchlands, anderſeits durch die Darſtellung der denkwürdigen Teutoburger Vertilgungsſchlacht verewigt. Im Innern feſſelt zuerſt der Fries, der ſich an den Wänden herumzieht und von Wagner iſt. Dieſer bezeichnet die verſchiedenen Momente der deutſchen Geſchichte. Wohlgefällig ruht das Auge auf Rauch's Ruhmesgenien in weiblicher Geſtalt, deſſen eine, links, einen ſo himmliſchen Ausdruck der Ruhe, eine ſo wehmüthig augenblitzende Freude verräth, daß man den Eindruck, als einen faſt religiöſen, lange in ſich nachwirken fühlt.

Digitized by Google

Als ich hinaus aus dem Tempel trat, hatte die Sonne die Landſchaft in brennende Farbenglut getaucht. Unter mir rauſchte die Donau; vor mir und ſeitwärts ſchimmerte das Gebirge. Akazien bewegten ihre zarten Zweige in den Lüften, die Ruine Donauſtauf ſtand hoch oben wie ein Adlerhorſt. Das war ein Anblick, überraſchend genug, um die kunſtvolle Einfachheit des Tempels nochmals auch äußerlich zu genießen!

Digitized by Google

Die Donaureiſe von Regensburg nach Linz.

Nicht Dämmerung zur Nacht, ſondern Morgengrauen flatterte wie ein blauer Schleier über der Donau um vier Uhr Morgens hin. Wie das am Ufer hin- und herlief! Wie die Träger unter der Laſt der Koffer keuchten und in die Schatten des auflodernden Tages den Fluch des Uebereilens ſandten! Jetzt läutet die Glocke des Dampfers und jetzt noch einmal. Der Schornſtein raucht, die Räder kreiſen. Donauſtauf, die Walhalla und rechts die Stadt Regensburg fliegen vorüber. Was eben noch Berg war, tritt zurück und läßt eine weitausgebreitete Ebene ſichtbar, die in ihrer Monotonie eben nicht ergötzlich iſt. Alles wird flach. Kleine Flecken zeigen ſich und ſchwinden. Schiffe,

Digitized by Google

mit Pferden beſpannt, werden mühſam ſtromaufwärts gezogen. Endlich kommt Straubing mit ſeiner über die Donau geworfenen Brücke und der tragiſchen Erinnerung an die unglückliche Agnes Bernauerin. Die eiſigen Schauer des Todes legen ſich an dies Andenken; die vor Schrecken erſtarrte Thräne löſt ſich nur mühſam von der Wimper! Welche Gewalt, dieſe Standesvorurtheile, welcher Fanatismus, dieſer politiſch-religiös entflammte Adelsſtand, dem das Individuum in ſeinem Bedürfen, glücklich zu leben, immer unterlegen iſt. Verdiente dieſe Agnes den ſchmerzlichen Tod? Sie pflückte vom Baume des Daſeins, blos um die Liebe zu beglücken. Was war ihr der Ehrgeiz, was der fürſtliche Glanz? Sie dachte an ihr Herz, das ſich im Duft des Genuſſes nicht ohne Kraft bewegte — und mußte doch hinunter in die Wellen in nächtlicher Stunde, mußte büßen und ſterben. Bei ihr ſollte der Beſitz nicht die Wahrheit ſein, ſondern die Liebe. Ich ſah die Tiefe des Stromes an, ich ſah die Pfeiler der Brücke. Indeß wurde es lebendig um mich. Es-

Digitized by Google

luſtige Oeſtreicher drängten ſich zum Kaffee und Gabelfrühſtück und dazwiſchen wirbelten ſich die unausweichlichen Tabacksdüfte, mit denen den Frauen in jetziger Zeit Weihrauch geſtreut wird.

Ich ging in die Kajüte zum Schreiben. Die Fahrt iſt langweilig, bis endlich Paſſau auf einer ſtark erhöhten Landzunge erſcheint, das mit ſeinen kühn übereinander ſteigenden Häuſern wahrhaft imponirt. Man gedenkt des im Nibelungenliede vielfach genannten Piligrin, der als weiſer Kirchenfürſt eine hervorragende Erſcheinung ſeiner Zeit war. Die Stimmung wird poetiſcher. In der Erinnerung taucht die Reformation mit ihren Wirren, taucht der Student Elſenreiter, der die Paſſauer Kunſt verbreitete, auf. Wenn das Schiff an der Mündung der Ilz vorüber iſt, ſo zeigt ſich, nicht weit von dem links gelegenen hohen Granitfelſen, eine ſchöne Ausſicht auf Paſſau mit ſeinen Häuſern und Thürmen. Raſch biegt und windet ſich der Dampfer. Wir ſind plötzlich in einer ſchroffen, überraſchend großartigen Gebirgsgegend, umgeben von grauen Felſen, die ſtellenweiſe lothrecht aus

der Tiefe emporſteigen. Granitblöcke, Tannengehölz, Ruinen aller Art, ſchauen mahnend von der Höhe herab. Die Waldbäche rauſchen; Fiſcher raſten am Ufer. Das Gemüth wird voll religiöſen Bewußtſeins. Die diſſonirenden Verhältniſſe weichen den wechſelnden Erſcheinungen des Lebens. Die Zeit, wo die Natur noch urſprünglich war, ſcheint ſich hier zu erneuern. Jedes Säuſeln des Windes, jeder Strahl der Sonne, jede vergoldete Wolke iſt ein Geiſt, der auf unſichtbaren Landſtraßen hinüber- und herüberzieht. Eine Strecke weiter, unterhalb Engelhartszell, wandelt ſich die Gegend zur Wildniß. Hier müßte der Sitz großer Gedanken, frommer, ungetrübter Naturanſchauung ſein. Von hier aus könnte man in heiliger Sehnſucht zum fernen Chriſtusgrabe pilgern und gläubig die brennende Stirn auf kühle, geweihte Erde legen! Bilder der Vergangenheit, bitter-ſüße Gedanken, die den Begriff des Vaterlands in das Allgemeine verſchwimmen machen, ſteigen mahnend empor. Was iſt der Stolz auf jenem ſcharfumzirkelten Strich Landes, der uns von fremden Völ-

Digitized by Google

kern trennt? Iſt doch der Begriff Heimat immer zu eng und die Vaterlandsliebe immer eine egoiſtiſche geweſen. Der Menſch iſt nur dann etwas, wenn er austauſcht, wenn er hier nimmt und dort gibt, hier ſeine Waaren ausbietet und dort neue Gedanken erntet. „Vaterland!“ Das Wort ſetzt eine Erdſcholle voraus. Ich lobe mir das Gefühl, das allen Brüdern, das Intereſſe, das dem wahrhaft Edlen gehört. Vielleicht habe ich aber nur ſolche Gedanken, weil Deutſchland zerſplittert, hier Baiern und dort Oeſtreich iſt, weil ich mich vergebens abmühe, den wahren Mittelpunkt zu finden, und nun ſo an die Maſſe, an den ideellen Begriff des Kosmopolitismus haltend, ſtill für mich fortdämmere.

Indeß zeigt ſich das alte Schloß Krempelſtein auf ſchroffer Felswand, mit ſeiner Legende vom Schneider und vom Geiß, und dann Kaſten am Fuße eines hohen Waldbergs, welcher die Burg Viechtenſtein trägt. Dahinter liegt der proſaiſch benannte Sauberg, von wo aus ſich die ſchneebedeckten Gipfel des ſalzburger und tyroler Hoch=

gebirgs anmuthig ausbreiten ſollen. Eine Zeitlang reiht ſich nun Burg an Burg, Ruine an Ruine. Auffallend bleibt es dabei, daß der mächtige Strom ſo ſchiffleer, ſo einſam iſt. Täglich ein Dampfſchiff hinauf und eins hinunter und nichts weiter, iſt das nicht trübſelig? Am Rhein iſt das anders. Da fliegt das Leben und Weben der Civiliſation in immerwährendem Drängen hinüber und herüber. Und auf der Donau? Es iſt ſo ſtill hier, ſo geiſterartig. Die Berge ſind höher und ſchöner als am Rhein. Sie haben einen wild romantiſchen, einen feſſelnden Charakter; aber es fehlen die Menſchen, es fehlt der heitere Betrieb. Baiern hat ſich von Oeſtreich und Oeſtreich von Preußen und Sachſen abgeſperrt. Das mistraut ſich und Andern. Man liebt in der Politik die Menſchheit; den Menſchen haßt man. Freilich weiſt die Geſchichte auch nirgends ein Ganzes auf, aber die ſteinerne Conſequenz, die immer nur ſich betrachtet, die immer Nein ſtatt einmal nur Ja ſagt, die führt auch Vereinzelung herbei.

Der Engpaß wird romantiſcher. Die Burg

der Ritter von Hayenbach, der Sage nach von einem Brudermörder erbaut, iſt von Strudeln umtobt. Der Grund des Strombetts iſt felſig. Hie und da guckt ein verwitterter Steinrieſe mit wunderbarer Kopfbedeckung aus den Wellen heraus. Mit jedem Rucke des Schiffes verſchiebt ſich die Anſicht von neuem. Das Auge blickt in blitzende, leuchtende Spaltungen, in Regenbogenfarben, die Licht und Wärme zugleich geben. Der Gedanke labt ſich an ſüßem Quellwaſſer, das unter dem Geſange geſchwätziger Waldbewohner aus dunkeln Grotten fließt. Was iſt die Welt, dieſe mit Kohl und Rüben angebaute Ebene, für eine flache Welt! Im Gegenſatz zu ihr ſpricht in den Bergen eine Sprache zu uns, die eine begeiſterte, prophetiſche Rede, eine Eingebung des göttlichen Geiſtes ſcheint. All' die verhüllten Sagen aus der grauen Vorzeit ſchreiten wie dämmerndes Licht über die Felsrücken. Da ſteht Rannariedel und Falkenſtein und hier taucht der Bauernkrieg mit ſeinen blutigen Kämpfen hervor. Die lange Bergwand iſt zum Erſchrecken ſchroff. Die Felſen wanken und drohen,

ſich hinab in die Donau zu ſtürzen. Mich erfüllt dieſe Gefahr mit trotziger Begeiſterung, denn ich liebe die Zerſtörung und die Auflöſung, ob ich das Leben keineswegs verachte. Weiter unten erhebt ſich links das Schloß Neuhaus, das dem gegenüberſtehenden Granitberg in ſeiner Feſtigkeit Hohn zu ſprechen ſcheint. Dann ſchwindet der Engpaß und die Gegend nimmt einen mildern Charakter an. Verſchleiert, wie greiſe Nonnen, mit weißen Tüchern und noch weißerm Haar, ſtehen tief im Hintergrunde die ſteyeriſchen Alpen. Ach wie die Flamme der Erinnerung zuſammen mit der der Sehnſucht ſchlägt! Wie die ruhige Spiegelhelle der Donau ſo duftig dahinwallt, ſich weitet und dann wieder plötzlich bei Ottensheim ſich einengt! Ein dunkler Tannenwald ladet zum Träumen und Trauern ein. Die Gluten der untergehenden Sonne leuchten über Abhänge dahingeſtürzter Felswände. Die Luft duftet balſamiſch. Fernher tönen die Glocken des Kloſters Wilhering; ſie werden zum Geleite, das uns Linz näher und näher bringt. Wundervoll liegt dieſes, um-

grenzt von weinbewachſenen Höhen, mit weißangeſtrichenen Häuſern und flachen Dächern wie eine italieniſche Mahnung vor uns. Mit jedem Räderſchlag, bei jeder Wendung des Schiffes weite Fernſichten, kühne Baumgruppen, lang ausgedehnte Brücken.

Wir ſtiegen in dem prahleriſch am Ufer der Donau gelegenen „Erzherzog Karl" ab. Der Mond ſtrahlte gnadenreich auf den Strom und auf uns. Ein Polichinellkaſten mit dem lachenden Volk davor, ſpäter Lichter vor den Caffés und auf den Balconen warfen über die Umgegend einen Schein ſüdlicher Bewegung.

Früh Morgens war ich oben auf dem Freynberg, deſſen Abhang ſchöne Parkanlagen ſchmücken, in der Jeſuitenkirche, welche hier im ſogenannten Probethurm ein Filialcollegium haben. Ein eigenthümlich angelegtes Kloſter, das erſt Feſtungswerk, dann Gotteshaus ward, deſſen Lage aber beherrſchend, wie der ihm inwohnende Gedanke, iſt. Die Kirche wächſt, ihrem Bau nach, aus dem Thurm heraus. Inwendig iſt ſie mit all' dem Aufwand

von Gold, buntem Glaſe, ſchimmernden Heiligenleibern geziert, den der Jeſuit mehr als jeder andere Orden für die Gewinnung der Menge gebraucht. Umgeben von einer Natur, die wie ein Blumenantlitz ſo hold ſchlummernd, ſo traumerregend ſich ausbreitet, hier die Donau und dort die ſteyeriſchen Alpen zeigt, möchte man weinen, daß die Beförderung der Wiſſenſchaft, des Friedens, der Moral in ſolchen Händen ruht. Was ſind die von Jeſuiten präparirten Menſchen? Gibt es unter ihnen geſunde Hoffnungen? Kann das Geheimniß des Lebens uns aus ſolchem Munde kommen?

Digitized by Google

Iſchl.

Die Alpen hatten zu entzückend, zu blaulich lockend gewinkt, als daß ich nicht wenigſtens für einige Tage hinüber zu ihnen geeilt wäre, mich in der Kühle ihrer Seen gelabt hätte! Die Luſt an der Natur iſt eine Quelle von Freuden, die jeden Schritt mit Blumen beſtreuen, jedes Lächeln zum aufjauchzenden Begeiſterungslied umſchaffen kann. Iſchl war mir nicht fremd*). Aber wie ſollte der Weg dorthin, der Anblick des im Abendroth lodernden Traunſteins, der Gmundner-eigentlich Traunſee nicht ewig neu ſein? Die Fahrt iſt

*) S. Paris und die Alpenwelt. Leipzig, bei Brockhaus. 1846.

paradieſiſch. Der Schnee, von den Bergen geſchwunden, ließ Traunkirchen überraſchend duftend aus den Fluten hervortauchen. Wie große Gedanken, ſo elektriſch wirkte der Anblick der Felſen am See. Ich erſtaunte wieder über den unverkennbaren Weltgeiſt, der das kleinſte Beiwerk hier künſtleriſch angelegt hat. Wie erinnerte mich das Alles an die Bilder der Vergangenheit, an die ſchmerzlich-ſüßen Hoffnungen des Einſt!

In Ebenſee, wo wir landeten, klapperten die Salinen. Als ich vor zwei Jahren die Fahrt hieher gemacht, war das Wetter nicht günſtig. Feiner Regen tropfte ins Thal, die Luft war fröſtelnd, voll erſtarrter Thränen, oder, um proſaiſcher zu reden, die Feuchtigkeit drohte in Maiſchnee ſich umzuwandeln. Diesmal, im Auguſt, hatten die Berge ihre Frühlingsnebelkappen abgeworfen und ſich ſommermäßig leicht in blauen Duft gehüllt. Da rauſchte links die Traun und rechts ſtanden kleine Kapellen und Bauerhäuſer an ſchroffe Felſen gelehnt. Ich erkannte vollkommen den vor zwei Jahren zurückgelegten Weg, die ſich Iſchl nähernden Anpflanzun-

Digitized by Google

gen und Gartenanlagen, die Crucifixe im Waſſer auf Felsſtücken, die oben auf den Bergen angelegten und ſich tief hinabneigenden Wieſen, auf denen Frauen, mit ſchwarzen Tüchern um den Kopf, das lieblich duftende Heu mähten. Der Morgen war ſchön. Langſam fuhren wir die Straße längs der Traun hin. Die Berge ſchwammen im ſonnengoldenen Glanze und der Thau auf dem Graſe blitzte und ſchimmerte wie Diamantenſtaub. Jetzt zeigte ſich der Däuenweg, dann Iſchl, dann die Wirerſtraße, dann das neugebaute „Hôtel Tallachini" an der Traun, dicht bei der Brücke gelegen. Das Wetter drohte für heute. Aber morgen konnte es drohender denn heute ſein, darum raſch einen Wagen beſtellt und hinüber nach Hallſtadt gefahren.

Ich fühlte mich von dem Hauche der Vergangenheit umwärmt. Vieles war anders geworden, aber dieſe Natur, dieſer See in ſmaragdgrüner Klarheit, dieſe Stille iſt ewig. Wie vor zwei Jahren nahm ich ein Boot, ließ mich über den See zum Steg rudern, von dem aus es in das

Waldbachſtrupp=Thal geht, beſtellte beim „Stadler" ein frugales Mittagseſſen, nahm einen Schiffer als Führer und wanderte unter dumpfen Donnerſchlägen thaleinwärts, vor Felſen vorüber, auf denen die Urſprünglichkeit ſich zu feſt eingeſchrieben hat, als daß hier die Menſchenhand nur ſo viel wie ein Halmbreit verwiſchen könnte. Alles um mich und in mir war ſtill. Hie und da läuteten die Glocken der weidenden Kühe. Eine arme Frau führte zwei Ziegen zur Wieſe, ein Maler ſaß am Wege und ſkizzirte, ſonſt rührte ſich nichts. Die Cyclamen blühten wie ehemals, die breitblätterigen Farrenkräuter ſtanden im Schatten der Bäume, die Tannen ſtreckten die Rieſenhäupter hoch zu den Felſen empor, der Waldbach rauſchte und rauſchte. Drei=, viermal ſprang ein Cretin über den Weg und bettelte mit gräulicher Geberde. Dann kam der Fels mit dem Kapellchen darauf, dann der mühſame Weg, der zum „Sturze" hinanführt. Schweigend ſtieg ich aufwärts. Das Weißgrau des Gewitterhimmels leuchtete von hindurchblitzenden Sonnenſtrahlen, die die Zweige und Kronen der uralten

Digitized by Google

Tannen einzeln vergoldeten. Jetzt eine letzte mühſame Anſtrengung und jetzt ſtand ich wie ehemals vor dem majeſtätiſchen „Sturze“.

Ich blieb lange, lange. Lange zog vor mir die Najade den dichten Mantel und die wallenden Haare hernieder ins Thal; lange donnerte es wie Erdbeben, wie Cyclopenſtöße und Kriegsgeſchrei um mich. Siehe, da wandte ich mich und vor mir hatte der Regenbogen ſeine Brücke von einer Felswand nach der andern über das Thal als Zeichen des Sieges gewoben. Die volle Sonne breitete nun plötzlich ihren rieſenartigen Strahlenfächer über die Gegend und den See, warf Gluten auf die Berghäupter und Schatten auf das in Felſenklüfte eingekeilte Hallſtadt. In den Salinen ſchoß man. Die Schiffer jodelten. So ging es von der Goſauermühle ab, die wir im Boot erreicht hatten, zurück in die Herrlichkeit Iſchls.

Am andern Tage ſtrahlte die Bläue des Himmels ſo wunderbar, daß ich mich zu dem mir unbekannten Wolfgangsſee aufmachte, eine Fahrt, die zu den entzückendſten um Iſchl gehört. Erſt rollt

Digitized by Google

man auf der Salzburgerſtraße hin, dann biegt der Weg links ins Waldige ab. Es werfen ſich Felſen auf. Man ſteigt langſam bergan und wieder bergab, bis plötzlich der See, in malachitgrünem Waſſer von blauen, ſchroffen Steinwänden umgeben, mit einem ganz eigenthümlichen Charakter von Frieden und Schweigen und der träumeriſch-phantaſiereichen Exiſtenz der Berggegenden daliegt. Halb wie im Schlaf, halb majeſtätiſch flüſternd und rauſchend kommen die Wellen in langgezogenen Linien das Ufer zu küſſen und dahinter ſteigt der hohe Schafberg und die Falkenſteinwand empor.

Wir ließen im pittoresken St. Wolfgang halten, gingen durch die ſchöne Wallfahrtskirche, die, leider ganz weiß angeſtrichen, von ihrem alterthümlichen Anſehen viel eingebüßt hat, ins ehemalige Kloſter, das jetzt das Wohnhaus eines wiener Bankier iſt, und von da in einen auf Felſen angelegten Garten, der mit ſeinen tropiſchen Gewächſen, mit den phantaſtiſchen Blüten des Südens, mit der Farbenpracht und ihrem unſagbar ſüßen Duft mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich im Orient

ſo lange pilgernd und wallfahrtend glaubte, bis der Anblick des Sees unter mir, von der untergehenden Sonne beleuchtet, mich wieder von neuem zu einem andern bewundernden Staunen riß. Hoch auf Felſen, umweht von der warmen, weichen Luft des Sommers, eingefaßt von Fuchſias, die mit breiten, flügelartigen Blüten ihr Laub von den Winden hin- und herſchaukeln laſſen, liegt dieſer kleine Garten ſo ſeltſam prächtig, ſo ſtill und einſam da, daß ich den Beſitzer deſſelben unter dieſen Blumen, in dieſer lichtvollen Atmoſphäre, in dieſer Naturoffenbarung, fern von der durchbohrenden und zerſetzenden Welt glücklich preiſen mußte. Berauſcht ward ich vollends, als ein kleines Boot mich aufnahm und ich dem in Feuer flammenden Abendhimmel zuſteuerte, der zuerſt in Roth und dann in Gelb zerſchmolz und ſich endlich lilafarben ſo auflöſte, daß die ſilberig-blauen Tinten ſich auf die hohen Felswände, die den See wie Rieſen umſtehen, lagerten und ihn wie einen Juwel voll Glanz und Pracht einrahmten.

Als unſer Boot, von einem Schiffer und einer

Digitized by Google

Schiſſerin geführt, auf dem Waſſer hinglitt, das friedliche Läuten der Kühe ſich mit den Glocken der Wallfahrtskirche einigte, der Mond auftauchte und mit ſich aus der Tiefe die Sterne emporzog, oben im Garten die Orangen, Palmen und Granaten ſich zur Nachtruhe anſchickten, da war es mir wieder, als ſei ich fern von meiner kühlen Heimat, im tiefſten Süden, von Märchen und Poeſie umwallt, und mein Auge müſſe immer von neuem die wunderſamen Bilder als Troſt für die Zukunft in ſich aufnehmen. Das iſt ewige Freude, die Freude an der heiligen Natur, dieſe beſchauliche Richtung, die der Strom des Lebens, der ſo viel mit ſich fortreißt, unangetaſtet ließ.

Die Donaureiſe bis Wien.

Die Ufer ſind flach. Erſt bei Pichling ſteigen wieder die Waldgebirge aus dem Strome empor. Das berühmte Auguſtiner-Chorherrenſtift St. Florian ſteht am Abhange des Hargelsberges. Großartig, im italieniſchen Styl gebaut, bildet es ein Viereck. Neben ihm zeigt ſich die Tillysburg, mit vier Eckthürmen verſehen. Er ſelbſt, Tilly, ſoll ſie nicht bewohnt haben. Vom Kaiſer Ferdinand II. ihm zum Geſchenk gemacht, ſah er ſie, wie man erzählt, gleichgültig von weitem und fuhr dann ſtoiſch aufwärts.

Enns zeigt ſich ehrwürdig. Einſt eine Handelsſtadt, iſt es jetzt die reichſte Pfründe Oberöſtreichs. Am nordöſtlichen Ende der Stadt liegt

grandios wie ein Siegspanier das Schloß Ennseck, das dem Fürſten Auersperg gehört. Hat die Natur ſich hier verſchwenderiſch gezeigt, ſo will ſie ſich jetzt ausruhen. Eine Zeitlang ſind die Ufer leer und öde; dann nimmt ſie plötzlich einen Anlauf, wirft einen ſchroffen Hügel auf, ballt Felsſtücke zuſammen und beugt ihren ſtolzen Nacken dem prächtigen Schloſſe Niederwalſee. Die Gegend iſt als Fundort römiſcher Alterthümer bekannt. Jetzt wird das linke Ufer bergig. Der Katzenſtein erſcheint. Die Natur bereitet ſich zu dem Schrecken des „Strudels" in banger, unheilverkündender Stille vor. Der Capitain ſteht auf der kleinen Brücke, die, über das Verdeck geworfen, eine beträchtliche Strecke überſehen läßt. Er commandirt die Schwenkungen des Schiffes. Bald links, bald rechts geworfen, toben und kochen die Waſſer in einem wahren Felſenchaos, das die Donau durchbrochen hat und über das ſie nun ſiegend hinwegſtrömt. Nicht weit vom „Strudel" iſt der „Wirbel", eingerahmt in die großartigſte Gegend voll Hochwälder, Felswänden und romantiſch ge-

legener Ruinen; unter ihnen die alte Burg Werfenſtein und ihr gegenüber die Trümmer des Raubſchloſſes Struden.

Wie von Paſſau nach Neuhaus, ſo trägt hier die Umgebung einen erhabenen Charakter. So wild iſt die Gegend, daß die Berge nicht ſelten bis zum April beſchneit und im October ſchon winterlich ſind. Von nun an wird der Strom ruhiger. Die ſanft geſchwungenen Berglinien, die graziöſe Bewegung des Terrains, das Gleichmaß und die Fruchtbarkeit in der Landſchaft, wirken erheiternd. Perſenbeug mit ſeiner Legende, Säuſenſtein mit den trauernden Kloſterruinen, die Ortſchaften Dürrenhof und Wallenbach ſind in Gruppen vertheilt. Der Wind kräuſelt nur leiſe die raſch dahinfließenden Fluten, in die die alten Felſenwände ihre abenteuerlichen Formen tauchen. Was glänzt da ſo weiß, ſo erhaben, ſo ſtolz in den Lüften? Das iſt Melk, die berühmte Benediktinerabtei. Die rieſengroße Façade iſt gegen den Strom gewandt und nimmt ſich prangend wie ein Königsbau, prahleriſch, aber auch ſinnend aus.

Schon im Nibelungenliede wird Melk unter dem Namen Medilik genannt. Später reſidirte hier Leopold der Erlauchte, dann deſſen Söhne. Jetzt leben achtzig Geiſtliche in dieſen Mauern, die mit Fleiß den Wiſſenſchaften und dem Unterricht obliegen. Das alte Raubſchloß Emmersdorf ſieht grämlich herüber auf Melks Herrlichkeit. Weiterhin ſchwatzt ſich die Donau in ein neues Thal hinab, das, eng zuſammengedrängt, dunkle Spalten, Zacken, einzelne Hütten, kleine Dörfer und ſpärliches Weinlaub zeigt. Die Vegetation iſt wieder arm. Wie ganz anders iſt da Melk, das, ausgeſtreckt auf dem Bergrücken, die breite Bruſt den Sonnenſtrahlen preisgibt, Wein und Obſt die Hülle und Fülle zieht! Freilich muß es aber doch gegen die Kühnheit des Schloſſes Schönbühel zurückſtehen, das, zwar weniger prachtvoll im Bau, eine Lage wie keins hat. Lange habe ich die Blicke auf dieſem Schloſſe, auf dieſem großartigen Eindrucke ruhen laſſen, der wie ein Muskel mit Nervenfäden umſchlungen, energiſch in der Erinnerung lebt.

Digitized by Google

Die Donau iſt reich an Sagen, an geſchichtlichen Reminiscenzen, an Dem, was ich die Leidenſchaften des Mittelalters nennen möchte. Das Mittelalter war ſchon deshalb überſprudelnd, weil es durch keine gelehrte Dialektik einer Schule gegangen, noch nichts von dem erſchlaffenden Trank des Unterrichts genoſſen hatte. Ich will damit nicht ausdrücken, daß ich gegen die Neuerungstendenz, gegen die Aufklärung unſerer Zeit bin. Ich will nur ſagen, daß die Arbeiten, die wir den Kopf machen laſſen, ablenkend auf die Kraftergüſſe einer noch nicht geregelten Natur wirken. Das Chriſtenthum hatte neben den flatternden Kreuzfahrerfahnen, der Buße und dem Roſenkranze eine ſich anballende Maſſe von Barbarismus, die die Macht der Begeiſterung, Berge zu verſetzen, im reichſten Maße übte. Das Alles hat bei uns die Erziehung unterdrückt. Unſere Männer tragen keine Rüſtungen mehr. Unſere Frauen theilen keine Preiſe aus. Wir ſind ſo hellſichtig, daß wir keine Spontaneität und keine Legenden mehr haben Wir leben in der Ueberfülle der Ideen und einem Selbſtbewußt-

ſein, das den unſichtbar einwirkenden Mächten ſchadet... Und ſo ſchwimmen wir auf dem Rücken des Dampfers vor dem Aggſtein mit ſeinem Schrecken, vor Willendorf mit ſeiner Sage vom Böſen vorüber. Was kann uns dieſe, was jener anhaben? Unſer philoſophiſches Nachdenken hat die Dämonen, das viſionaire Princip, die phantaſtiſche Planloſigkeit des Mittelalters verbannt. Das Panier unſerer Zeit iſt nicht mehr das Fauſtrecht, ſondern die Debatte. Indeß hier, vor der Veſte Dürrenſtein, vor dem Kerker des Heldenkönigs Richard Löwenherz, macht die Hiſtorie ihr Recht doch geltend; hier ſieht man ſie wieder wallen die Fahnen, die Helmbüſche, die Fragen um Recht und Gerechtigkeit, um Glauben, um Buße. Ob Richard wol auf dieſem Gemäuer geſtanden, hier zurück auf England geblickt hat, bereut und ſich gedemüthigt vor Gott? Er verging ſich gegen Leopold, deſſen Panier er herunter in den Staub ſchleudern ließ. Der Beleidigte verbiß ſeinen Zorn, eingedenk des Geſetzes, das den Kreuzfahrern die perſönlichen Intereſſen verbot, allein

als Richard nach Europa zurückgekehrt, vom Sturme oder von der Gerechtigkeit des Schickſals erfaßt, in Leopold's Gewalt fiel, ließ dieſer ihn zu ritterlicher Haft einführen auf Dürrenſtein, wo er funfzehn Monate blieb und endlich gegen Löſegeld ſich frei machen durfte. Es iſt irrig, daß Richard wie ein Leibeigener in einem Holzkäfig geſchmachtet hätte. Leopold war zu hochherzig, als daß er ſelbſt einem Feinde zu nahe getreten wäre.

Anmuthig liegt das Städtchen Krems. Dann fließt die Donau breit und ruhig durch eine monoton werdende Ebene. Nur hie und da zeigt ſich auf einem Hügel eine Häuſergruppe oder Mühlen klappern und treiben am Ufer. Erſt bei Greifenſtein tritt wieder der Charakter des Romantiſchen hervor und dicht dahinter ſchimmert der Kahlenberg und neben ihm erhebt ſich Kloſterneuburg, das auf einem ſchroff hinanſtrebenden Hügel mit vergoldeten Zinnen ruht. Die Weinberge liegen rings um dies einem handfeſten Schloſſe ähnliche Gebäude, das glänzt und prangt voll wahrſcheinlicher Dauer. Hier athmet der Katholicismus, an und

für ſich unvertilgbar als Princip, voll Glauben, abſolut wie eine Eroberung, unabhängig von Neuerungen, von umwälzenden Ideen, eine Alleinherrſchaft, vor welcher der Proteſtantismus weichen muß. In Oeſtreich iſt die Religion mit dem Volk mehr als irgend wo anders oder, um richtiger zu reden, die Geiſtlichkeit mit der Maſſe verſchwiſtert. Das iſt eine tiefgewurzelte, eine unverwüſtliche Macht, die ſich an dieſer Stelle ſogar mit Kunſt und Wiſſenſchaft einigt und etwas ſo Compactes bildet, daß ſelbſt ein zweiter Luther nichts mehr zu zerſpalten vermöchte. Die Sage von der Gründung des Kloſters iſt lieblich. Leopold lebte auf ſeinem Schloſſe zu Kahlenberg und mit ihm lebte ſeine Gemahlin, die Abends auf der Zinne des Schloſſes den Nachtwinden horchte. Da ergreift einer der Geiſter, der auf den Flügeln des Sturmes ſitzt, den zierlich gewebten Schleier, entreißt ihn den Haaren der Markgräfin und trägt ihn geſchäftig ſtromaufwärts an einen Ort mitten im Walde, wo er ihn an einen Hollunderbuſch hängt. Dort findet ihn Leopold beim Jagen und die bereits in

ihm ſich regende Idee, ein Kloſter zu gründen, wird plötzlich Entſchluß. Hier an dieſer wunderbaren Stelle, wo der Schleier hängt, wo es ſo geheimnißvoll flüſtert, hier baut er Kloſterneuburg. Ich habe mir dieſe Geſchichte gern erzählen laſſen; es liegt ſo viel Liebe, ſo viel Zartſinn, ſo viel poetiſcher Aberglauben darin. Der Schleier der Markgräfin ſchwebt immer wie ein ſchützendes Banner über dem Kloſter. Das iſt duftig und leicht; unter der Aegide kann ich mir das Schleichende nicht denken. Freilich erweckt der Anblick des prachtvollen Kloſters auch die Betrachtung, daß es zu obſervirend hinunter ins Thal wirkt, daß das Volksleben zu ſehr von den Formen der Religion ergriffen, zu ſehr individuell von ihr in Anſpruch genommen wird. Chriſtus hatte ſich eine Anſicht von Freiheit gebildet, die der katholiſche Prieſter nicht theilt; er wollte eine Gemeinſchaft der Kirche. Wie hat ſich das verſchoben und umgeformt! Wie düſter iſt eine Religion geworden, die erſt ſo heiter war; wie ſtrebt ſie dem ſo nothwendigen polemiſchen Charakter, der Erleuchtung des Herzens

entgegen! O gäbe es eine Kirche, in der die Farbenpracht des Katholicismus zuſammenſchmölze mit der Prüfung und der Selbſtbeſchauung des evangeliſchen Glaubens! Das denkt man beim Anblick des Kloſterneuburgs und denkt es im Angeſicht des Kahlenbergs.

Die Fahrt iſt beendet. Das Schiff wirft ſeinen Anker aus. Der Landungsplatz Nußdorf liegt vor uns. Hinein denn nach Wien, in jene Stadt der deutſchen Kaiſer, in jenen Kern Germaniens, von dem aus ſonſt mehr als jetzt Bewegung über das Vaterland floß.

Digitized by Google

Wien.

Es iſt ein ſonderbar beklemmendes Gefühl in einer großen Stadt ſein, das Wühlen und Rennen auf den Straßen, die unbekannten Krümmungen der Gaſſen betrachten, ſich einrichten, es ſich bequem machen und dabei beſtändig ſich ſagen zu müſſen: Wer kennt mich, wen kenne ich? Wandle ich auf den Märkten und Spaziergängen, blos um zu ſehen, blos um in mich aufzunehmen oder will ich auch Menſchen, Bekannten, wo möglich Freunden begegnen?

„Zur Sommerszeit gibt es keine Menſchen in Wien", ſagte mir gleich am erſten Tage ein geſchäftiger Lohnlakai. Der meinte die Geſellſchaft, die Cavaliere, die ſich auf eleganten Pferden ſprei-

Digitized by Google

zen, die ſchönen Frauen, die die buntflatternden Shawls, die Blumen, die wehenden Federn, die glänzenden Augen hinaus in den Prater, auf die Glacis oder Basteien, zurückgelehnt in leicht dahinrollenden Wagen, tragen. Deswegen ſollte Wien menſchenleer, deswegen ohne Intereſſe, ohne Sinn ſein? Deswegen, weil die Ariſtokratie ſich in die Steiermark, auf die Landſitze nach Iſchl, in das nahegelegene Baden, nach Hitzing zurückgezogen, deswegen ſollte ich hier keine Anſprache, keine Erheiterung, keinen Stoff zur Beobachtung finden? Ich lächelte über den Lohnbedienten, der eine Touriſtin wie eine Geſellſchaftsdame, eine Reiſende wie eine Einwohnerin beurtheilen will. Ich dachte ſtill für mich: Ich will mich auf Wiens Wogen treiben laſſen; irgendwohin wird ſich der Verſtand ſchon retten, das Gemüth ſchon leiten laſſen. Und ſiehe, was ich gehofft, iſt eingetreten. Dies „menſchenleere“ Wien hat für mich freundliche Begleiter und Zurechtweiſer, gaſtliche Aufnahme, mannichfache Freude und Erholung gehabt. Ich habe ſchöne, wohlthuende Tage in ihm

verlebt, Tage, an denen mir die Sonne wärmer, der Genuß am Guten höher, die Empfindung dafür lebhafter ward. Freilich habe ich auch aschgraue, voll Trübſinn und Mismuth, voll Hinblick auf die Geſchichte, voll Kritik für die Gegenwart gehabt. Wie ſich das chaotiſch in mir zuſammengewürfelt und dann langſam in der Perſpective eines einſamen Zimmers entwirrt und abgeklärt hat, das will ich hier niederſchreiben. Ich kann keine gelehrten Ueberſichten wie Tſchiſchka, wie Mathias Koch, Hormayr und Andere geben; ich kann nur die individuellen Eindrücke, nur jene Fäden ſchildern, an denen die Pſyche hinauf- und hinabgeklettert und endlich zu dem Reſultat: Wien iſt doch ſchön! gekommen iſt.

„Wien iſt doch ſchön!" Der Ausruf beweiſt, daß nicht alle Ideen, die in der Zeit und in mir wurzeln, hier Anklang gefunden, daß manches Beſtehende Anſtoß gegeben, daß ich individuelle Anſichten zu überwinden, gegründete Hoffnungen zu begraben hatte. Aber bei all' dieſem Gähren, dieſem Widerſpruch, dieſem Erfrierenlaſſen der natür-

lichſten Anſprüche, lag Wien immer für mich wie in einem Sonnenbade, feſtlich geſchmückt, im heiterſten Lebensgenuſſe da. Kam dann eine Stunde, wo ich in den Cypreſſenwald des Bedauerns wallfahrtete, ſo klagte ich zwar, allein gleich darauf war ich wieder angeſteckt von der Harmloſigkeit der Wiener, leichten Sinnes, wenn auch von den idealen Sympathien meines Lebens durch „gebackene Händl, durch Schnitzeln und Knödeln", durch Straußens Muſik, Kaffee- und Tabacksdüfte im Volksgarten getrennt.

Aus meinem Fenſter konnte ich den Stephansthurm ſehen, wie er in der Sonnenbeleuchtung hoch in den blauen Himmel hinanreichte. So lockte es mich täglich in dieſe erhabene Kirche, in dies Wunderwerk germaniſcher Baukunſt. Ich weilte gern unter den kühn geſchwungenen Bogen, bei den anſtrebenden Pfeilern, an den wunderbar lieblich ausgeführten Zierrathen, wo es mir wohl in dieſer Fülle, vor dieſem lichtſchimmernden Altar, in dieſer von feinem Weihrauch erfüllten Atmoſphäre ward.

Die Stephanskirche.

Die Stephanskirche iſt ein hoher, nur mit dem Straßburger und Mailänder Dom ſich meſſender Bau, in Quaderſteinen in Form eines lateiniſchen Kreuzes errichtet. Was mir gleich und nicht angenehm auffiel, war der Doppeladler in Moſaikart auf dem Kirchendache eingelegt. Das kam mir jedesmal, wenn ich den Blick darauf richtete, ſo menſchlich profan, ſo ironiſirend, ſo kunſtwidrig vor, daß ich mich ſchnell abwandte, um den ſchönen Eindruck des Ganzen nicht zu verlieren. Ich weiß nicht, wie dieſer irdiſche Adler auf dieſes göttliche Werk gekommen iſt; aber das weiß ich, daß er höchſt ſtörend und unangenehm auf all' die Herrlichkeit und jedenfalls ſehr modern herabſieht.

In Paris würden hundert Journale ſpottend oder rügend dieſen Mißgriff hervorgehoben und wahrſcheinlich die Regierung zur Aenderung deſſelben gezwungen haben. In Oeſtreich ſieht man dergleichen, beklagt es, zuckt die Achſeln und geht, ohne das öffentliche Urtheil geltend machen zu können, ruhig vorüber. Bequemer mag dieſe Sachlage ſein, aber nützlicher iſt ſie nicht.

Um einen Geſammteindruck der Kirche zu gewinnen, muß man ſich an eine der Ecken des Platzes ſtellen. Die Stirnſeite iſt nach Weſten gekehrt und zeigt ein wahres Quodlibet von altdeutſcher Kunſt. Das Rieſenthor und die beiden Heidenthürme ſind Ueberreſte von der Zeit Heinrich's Jaſomirgott. Die Kreuzkapelle hat ein Roſenfenſter von vorzüglicher Schönheit, mit zierlichen Eckthürmchen, die die Steinbilder Rudolph's des Vierten und ſeiner Gemahlin zeigen. Die reiche, im Schmucke des Mittelalters prangende Unterkirche bietet zwei herrliche Eingangshallen, überragt von der Pracht der inneren Pforten, in denen großartig wirkende Steinbilder angebracht ſind. An der

Mittagsſeite ſchießt der eine ausgebaute Thurm, umhüllt von Steinhauerarbeit, faſt wie eine durchbrochene, allmälig ſich zuſpitzende Pyramide empor. Hier iſt das Primglöcklein-Thor, das unmittelbar in die Kirche führt. Sonderbar iſt es, daß der Straßburger Münſter ſowol als die Stephanskirche nur einen ausgebauten Thurm haben. Die Freiburger Kirche iſt die einzige jener Zeit, die beide Thürme flehend wie zwei Arme in die Wolken ſtreckt. Aber man vergißt die Unvollkommenheit an dieſer ungeheuern, von den Jahren ganz geſchwärzten Maſſe, wenn man in das Innere der Kirche tritt. Da wölben ſich die Pfeiler und Spitzbogen zu luftigem Palmengezweig und tragen wuchernd in maſſigen Bildungen die Dachung des Baues. Da ſtrebt auch die herrliche Kanzel in Form eines Achtecks empor, webt und lebt in bildlicher Sprache, in Andacht und Kunſtleiſtung, voll herrlicher Steinhauerarbeiten, durchſichtig und reich.

Der Sarkophag des Kaiſers Friedrich des Vierten zeigt wieder von jener unermüdlich ſchaffenden Gewalt der Kunſt, wie unſere fabrikmäßig betrie-

Digitized by Google

benen Bildhauerwerkſtätten ſie nicht mehr aufweiſen können. Daß die Steinmetzen und Baumeiſter das ganze Mittelalter hindurch eine Gilde in Wien ausmachten, ſich in die Hand arbeiteten und mehr dem Streben als dem Vortheil lebten, trug freilich nicht wenig zur Förderung von Kunſtwerken bei. Dazu gehören die Chorſtühle in St. Stephan. Ihre Schnitzarbeiten ſind bewunderungswürdig. Da iſt ſo viel Laubwerk, ſo viel Lebens- und Leidensvolles, ſo viel Heiligenbildliches, daß man wie vor einem Gedicht ſtehen und jedes Blatt einzeln betrachten möchte. Schön ſind auch die gut erhaltenen Glasgemälde, die aber in dem Rieſenraum dieſer Kirche nicht häufig genug ſind.

Ein zierlich geſchnitzter Flügelaltar beſitzt Bilder der heiligen Katharina und Barbara von unbekannten Meiſtern, ſehr gewiſſenhaft und correct ausgeführt. Hier in der Stephanskirche ſchlummert auch der große Feldherr Eugen von Savoyen, ſchlummern ſo Manche, deren Aſche nun unbemerkt umherſtäubt. Zu jeder Tageszeit werden Todtenmeſſen geleſen; in jeder Stunde ruft dieſe

Digitized by Google

Kirche ein «memento mori» dem Vorüber = und Durcheilenden zu. Das iſt Etwas, was ich in katholiſchen Kirchen nicht paſſend finde, daß ſie ſo oft als Durchgang für die Menge dienen. Dieſe hehre Stephanspracht muß es ſich gefallen laſſen, daß eine Putzmacherin mit ihrem Carton, Ausrufer mit Zeitungen, Aepfelweiber mit Körben hindurchſtürmen, flüchtig, ohne ſich aufzuhalten, das Knie beugen, ans Weihwaſſer tippen und dann verſchwinden. Ein ſtiller Friede, ein beruhigtes Weilen wäre hier angemeſſen; angemeſſen, daß das Gemüth frei von weltlichen Eindrücken, voll im Schauen ewiger Schönheit, losgelöſt von dem flüchtig vorüberrauſchenden Daſein würde. Ich wandelte gern auf dieſem geheiligten Boden, ſah gern auf dieſe Pfeiler, die ſich keck und trotzig in die Höhe ſchwingen; aber wenn ich mich wahrhaft erbauen wollte, ſo ſchwirrte es neben mir im Gewimmel des Alltagslebens, mußte ich mich an Geſchäftige, an Handelnde, an Wuchernde ſtoßen.

Die Auguſtinerkirche.

Erhebender in ihrer Stille iſt die Auguſtinerkirche. Gleich beim Eintreten fällt das Auge auf ein Denkmal, das in künſtleriſcher Hinſicht mit das Schönſte iſt, was ich geſehen. Es iſt das Monument, das Herzog Albrecht von Sachſen-Teſchen ſeiner Gemahlin, der geliebten Chriſtine, errichten und von Canova fertigen ließ. In Form einer Pyramide, aus weißem carrariſchen Marmor, mit einer Oeffnung in der Mitte, iſt es von Geſtalten umgeben, die die Tugend und Wohlthätigkeit darſtellen. Lang umwallt von Trauergewändern, mit aufgelöſtem Haar ſchreitet die Tugend, im Arm den Aſchenkrug, umgeben von zwei lieblichen Mädchen, auf ausgebreiteten Teppichen, voll elegiſchem

Digitized by Google

Schmerzensausdruck, die Stufen hinab. Das träumeriſche Haupt, vom Beſchauer fortgekehrt, durchzittert von der Göttlichkeit des Glaubens, mit Ruhe und Hingebung für das ernſte Todesmyſterium, ſchreitet ſie geſenkt zwar, aber feſt. Die ſtumme Geberde der holden Wohlthätigkeit, die der Tugend nachſtrebt, iſt ergreifend und wahr. Neben ſich hat ſie den ſchwachen, gebrechlichen Greis, der, ihr an den Arm gehängt, ſich mühſam am Krückenſtocke ſtützt; ihre Hände ſind übereinandergeſchlagen, ſie iſt in tiefes Nachdenken verloren. Wehmüthig blickt ſie auf die Tugend, wehmüthig auf den Blinden und auf das kleine Kind neben ſich. Ein leichtes, faltenreiches, durchſichtiges Gewand umgibt ſie. Faſt ſollte man ſie für eine Tochter Niobe's halten, ſo durchaus rein plaſtiſch, ſo vollkommen in der Idee, ſo auf der Blütenhöhe der Kunſt ſteht dieſe Geſtalt. Dreimal hat ſich ein Band, nach Art der Antike, um ihr Haar geſchlungen, aus deſſen Mitte ſich Flechten losgeneſtelt haben. Der linke Arm iſt bedeckt; der rechte, den man entblößt erblickt, hat wundervoll

reine Formen. Der gebückte Greis, deſſen Hals-muskeln ſo alt und deſſen ganzer Körper den Reſt einer vom Alter zerſtörten edeln Haltung zeigt, ſchleicht in taſtender Geberde, wie das den Blinden eigen iſt, die Stufen hinan, etwas horchend, den nahenden Eingang der Pyramide errathend, gedrückt, trauernd, die Hand auf ein Blumengewinde gelegt, das er der Todten beſtimmt zu haben ſcheint und das am Arme des Kindes hängt. Dieſes iſt unſchuldig und zart, unbewußt, beſtürzt nur über die Trauer der Lebenden, mehr aufmerkſam als leidend. Der Gruppe links gegenüber hat ſich ein Löwe und auf ihm ein geflügelter Genius mit ſchlank hinabreichenden Gliedmaßen in trauernder Stellung niedergelaſſen. Der Löwe, der in faſt ohnmächtig ſchlaffer Verzweiflung den Blick in die geöffnete Todtengruft wendet, ſcheint Wache mit Hundstreue halten zu wollen. Auf dem Angeſicht des Genius, der ſich mit der Hand auf die Mähne ſtützt, ruht die verklärte zärtliche Trauer, das Bewußtſein des Ueberwindens, der Gedanke an Unſterblichkeit. Sanft iſt der Ausbruch der

Digitized by Google

Thränen niedergehalten. Das einfach Tiefe, das Erhabene waltet vor in der jugendlich weichen Geſtalt. Wie lebendig hat Canova das herabhängende Bein, wie ſchön den antiken Rücken, das nur leichtumgeworfene Gewand, die weitausgebreiteten Flügel zu formen gewußt! Möglich, daß der linke Schenkel zu lang, daß dieſer Genius, richtete er ſich auf, zu groß wäre, ſchön bleibt er immer; ja, die antiken Formen fodern das Geſtreckte, Langaufgeſchoſſene. Canova hat ſich an die Grabmäler eines Auguſtus, einer Artemiſia, eines Hadrian gehalten; nur hat er die Symbolik nicht in Reliefs, ſondern in den dem Leben nachgeformten Geſtalten gegeben. Er hat ſich in dieſer Hinſicht dem Michel Angelo genähert und doch ſich wiederum an die Antike gehalten. Wie das Alles ſo andächtig ſtill, ſo ernſt und gemeſſen daherſchreitet! Welch ſcharfes Sonnenlicht über die Geſichter fliegt und ſie im Zauberſtrahl der Kunſt beben und leben macht!

Als ob ich ſelbſt Todtenkränze zu winden und Thränen zu vergießen hätte, ſo beklemmt ſtieg ich

hinab in das Gewölbe der Kirche, in dem die Kaiſerherzen ruhen. Um den Kirchen unter ſich nicht zuviel Eiferſucht zu geben, haben die Kapuziner die Leiber, die Auguſtiner die Herzen, die Stephanskirche die Eingeweide der Herrſcher und ihrer Angehörigen. Wie das ſchaurig, unheimlich iſt! Wie dieſe zerſtreuten Theile ſo wehmüthig aus ſilbernen Gefäßen uns anſtarren! Wir befinden uns vor einer eiſernen Thüre, in die kleine Gucklöcher gebohrt ſind. Durch ſie blickt man auf die einbalſamirten Kaiſerherzen, die, bald groß, bald klein, im Kreiſe herumſtehen. Der Auguſtiner, der mit hinab in die fröſtelnde Gruft ſteigt, erklärt den Inhalt eines jeden Gefäßes, ſpricht Namen über Namen, Jahrhunderte auf Jahrhunderte aus und immer blicke ich mechaniſch, faſt ohne Bewußtſein, eingekeilt in das Abſonderliche, auf ein Ding, das der Menſch Herz nennt. Da drinnen in dem kleinen, rundgemauerten Raum iſt Alles dumpf und leer geworden. Da ſtehen die hüpfenden Pulſe ſtill, von der Zukunft verlaſſen, von der Gegenwart nicht mehr angelockt, einge-

trocknet in die Vergangenheit! Receptive Charaktere ſehe ich, ohne Trieb und ohne Anlage; Menſchen, hellſehender im Dunkel als im Lichte; Geſtalten, die dem Unmittelbaren erlegen, durch allzu blöde Weltanſicht verflacht, weich und weiblich waren; Männer, die die tiefſinnigſte Sprache geredet, das Edelſte gewollt und vollbracht, die Wahrheit geübt, das Recht geſchützt haben. Ich bin weniger überraſcht von dem großen Gedanken dieſes oder jenes Herrſchers, als daß ich die Schmerzen, die dies Herz ſtille ſtehen, jenes erſtarren machten, nachfühle. Das Lebensſchiff fliegt davon. Die Klippe zerſchellt den raſchen Segler. Warum fragt der muthige Willen nach Dem, was unruhig im Buſen klopft? Hier waltete eine unmittelbare Eingebung und dort reifte die Frucht eines ſchweren, faſt ſichtbar werdenden Nachdenkens. Wer iſt denn glücklich, wer unglücklich geweſen?

Man zeigte mir die Stelle, wo van Swieten begraben liegt. Er hatte früher ein Denkmal; jetzt iſt es anderen, vornehmeren gewichen. Das verſtimmt. Ich ſteige wieder hinauf in die Kirche,

Digitized by Google

erſchüttert durch die Widerſprüche des Lebens, angehaucht von dem Ernſt der Betrachtung, froh, wieder hinaus in das Sonnenlicht, unter den blauen wiener Himmel zu kommen. Wohin heute mit den wehmüthigen Blicken auf die Vergangenheit ſich wenden? In die Natur, zu der Tröſterin der Menſchen, zu dem Univerſalbalſam, der nicht fehlſchlägt. Alſo nach Schönbrunn, nach Hitzing, zum Hügel'ſchen Blumenparadies, in den kaiſerlichen Thiergarten und endlich ſogar in die Hütteldorf'ſche Einſamkeit, in jene ſtilllauſchigen Gärten, wo das Geſchwätz des Tages aufhört und eine heilige Ruhe ihre Schleier über den Wandernden ausbreitet.

Schönbrunn.

Joſeph I. hatte das Schloß Schönbrunn von Erlach bauen und es mit Sorgfalt, nachdem es früher nur ein Jagdruhepunkt war, hegen und pflegen laſſen. Später, als es in Maria Thereſia's Hände kam, gedieh es noch mehr, ſah auch ihren Schmerz und ihre Thränen, wenn ſie in den erſten kummervollen Jahren ihrer Regierung hieher flüchtete, hier Troſt und Faſſung erkämpfte. Schönbrunn war für Maria Thereſia eine Anlehnung an das Menſchliche. Die durchgreifenden Erfahrungen ihrer Regierung, die beſondere Färbung, die ſie den ihr oft untergeſchobenen Motiven gab, fielen hier ab von ihr. Hier war ſie Weib; hier webten die zarteren Empfindungen ihr Netz um ſie und ver=

hinderten ſie, Gedächtniß zu haben. Man hat mir erzählt, daß Maria Thereſia von dem Luſtpavillon, der auf der Höhe mit ſtattlichen Säulen ruht und auf der eigentlich das Schloß Schönbrunn hätte der ſchönen Lage wegen ſtehen ſollen, daß ſie dort täglich hinauf auf das Dach ſtieg und hinüber nach Preßburg mit dem Tuche winkte, wo die geliebte Tochter Chriſtine den mütterlichen Gruß ſehnſuchtsvoll zur ſelben unter ihnen verabredeten Stunde wiedergab. Iſt das nicht ein hübſcher weiblicher Zug, ein Zug, der das weiche Herz hineingedrängt in den Mittelpunkt des Lebens, der den Umkreis der Liebe feſter zieht, daß man ſich die ſtarke Frau hier oben mit feuchtem Auge denkt, überraſcht von der Weichheit für die Kinder, die nicht ein Theil ihres Weſens, ſondern das ganze markige Weſen ſelbſt waren?

Ich träume mich hinein in dieſe Gedankengänge, in dieſe Selbſtkenntniß, in das Plus und Minus dieſer geiſtigen Beſitzthümer. Ich finde in Maria Thereſia ein Weib, das ihr Denken und Fühlen, ihre Zukunft und Hoffnung auf das

Vaterland bezogen, jedes Kleine und Große, jedes Zufällige und Abſichtliche, jede Stärke und Schwäche ihm hingegeben, für dieſes und wenig für ſich ſelbſt gelebt hat. Mit ſolchen Betrachtungen fahre ich über die ſchönbrunner Brücke, vor den geſchmackloſen Löwen und Sphinxen vorüber. Das Schloß iſt großartig angelegt. Die grauen hechtfarbenen Soldaten halten Wache davor. Man darf in den Schloßhof hinein- und hindurchfahren, aber nicht das Schloß, nicht die Gemächer beſehen. In Wien iſt das oft verſagt. Der Kaiſer war abweſend. Wie leicht hätte ich durch die Gemächer ſtreifen, das Roſazimmer Maria Thereſia's, ihr Kabinet, ſogar Gemälde betrachten können, Gemälde, die in den öſtreichiſchen Schlöſſern eine Merkwürdigkeit ſind! Aber nein! Das negative Princip iſt an der Tagesordnung; auch das, daß es nur gewiſſe Tage, gewiſſe Stunden für den Eintritt zu dieſer oder jener Sehenswürdigkeit gibt, wobei dem Reiſenden, der zufällig zu früh oder zu ſpät kommt, das Nachholen faſt zur Unmöglichkeit wird. In Schönbrunn heißt es: „Es iſt nicht

erlaubt, das Schloß zu ſehen.“ Warum nicht, da der Kaiſer abweſend iſt? Die Staatsgeheimniſſe hätte ich nicht von den Mauern herabgeleſen, wol aber Napoleon's Empfangsſaal und daneben das Zimmer geſehen, in dem der Herzog von Reichſtadt geſtorben iſt.

Wunderlich war mir das Detail, daß das Schloß hundertneununddreißig Küchen enthielte. Da läßt ſich manches Hänel braten.

Im Hineintreten in den Schloßgarten iſt man wahrhaft überraſcht von der großartigen Anſicht auf die im Lenotre'ſchen Style gezogenen Alleen, auf die reichangelegten Blumenbeete, auf die weißen, wenn auch herzlich ſchlechten Statuen im Hintergrunde, auf die ſprudelnden und ſpringenden Fontainen. Man glaubt ſich in Verſailles. Dieſe Täuſchung mehrt ſich im Auf- und Abwandeln der Gänge, beim Anblick der gradgezogenen Hecken. Auf der Höhe des Luſtpavillons läßt ſich das Schloß mit dem Balcon betrachten, auf dem Napoleon im Jahre 1809 Gefahr lief, von Staps ermordet zu werden. Als man den ſich unbeſchei-

den ins Vorzimmer Drängenden ergriff, fand man einen Dolch bei ihm und auf die Frage, was er damit bezwecke, antwortete er feſt: Er wolle Napoleon niederſtoßen. Dafür ward er natürlich niedergeſchoſſen. Das iſt ſo in der Ordnung. Aber es iſt ſchauerlich, daß ſo manches Opfer einer Idee, ſo manches Leben einem Irrthume fallen muß. Erfreulicher iſt der Blick auf den Kahlenberg, auf die blaue üppige Ferne, auf das Schwirren und Fliegen der Inſekten im Sonnenſchein! Ich will mich auf eine Bank ſetzen, dem Strudel des großen Lebens den Rücken kehren und die unvergeßlichen Momente, die kleinen, unſcheinbaren Genüſſe, die Wolke, die ſich auf verworrene Schichten lagert, den Regenbogen, der mit ſeinen Farben vor mir hin- und herſchwebt, in mir ſich abſpiegeln laſſen. Das ſind die beſten, dieſe ſtillen Momente, dieſe Perioden des Nachdenkens und der Beſinnung. Das treibt wieder an, eine Hülf- und Rettungsbrücke, einen mit Blumen bunt beſetzten Bach, ſo Manches zu ſuchen, das verloren, weitab von uns liegt. Der ſchönbrunner Park iſt gar

anmuthig ausgeſtattet. Wenn hie und da das Gekrächze eines Kakadu aus der Menagerie die Lüfte durchſchneidet, ſo klingt das romantiſch ausländiſch, faſt lockend. Allein die Trauer dieſer hier exilirten Thiere, die ſich in herrlichen Exemplaren in kaiſerlicher Gefangenſchaft ergehen, ſpricht ſich ſehr poſitiv bei ihrer Beſichtigung aus. Ich hätte mir den Schein einer Freiheit, den Löwen nicht in dem eiſernen Käfig, den Geier nicht in dem dunkeln Behältniß, gewünſcht. Allein ich weiß wohl, daß das thörichte Wünſche, Anflüge von faſt komiſcher Sentimentalität ſind. Die Menagerie in Schönbrunn bleibt deswegen doch eine der vorzüglichſten, menſchen- oder thierfreundlich gedacht, für den Naturhiſtoriker von hohem Intereſſe. Allerliebſt war eine Gazelle, die ſich mit ſchlanken Füßen zu einer Gebirgswanderung anzuſchicken und im träumeriſchen Ausſpinnen einer einmal aufgezogenen Gedankenreihe, in die Alpenpracht zu treten, hier einem Vogel, dort einem Echo nachzuſetzen und endlich erſchöpft vom lachenden Sonnenſchein Halt auf einem neuentdeckten Bergrücken zu machen

ſchien. Der Elephant daneben iſt ſchwerfällig und alt, aber an den ſchwarzen Schwänen, an den Pelikanen, an all' dem geflügelten, ſchnatternden Geſchlecht freut ſich das Auge. Nur nicht an den Straußen, die mit den nackten Hälſen und Beinen einherwandeln und von unſchönen Formen zerdrückt, das Häßliche komiſch und das Komiſche häßlich erſcheinen laſſen. Angenehm läßt es ſich im botaniſchen Garten, in jenem Palmenhauſe ruhen, das mit ſeinen tropiſchen Herrlichkeiten himmelhoch angelegt iſt.

Für den Laien gibt es weniger eine Botanik als eine Poeſie der Pflanzen. Dieſe tritt mir immer lebendig wie ein Gedicht in einem Gewächshaus entgegen. Jede Blume iſt gleichſam auf eine eigne Tonart des menſchlichen Fühlens berechnet. Die Zeitloſe gehört der Trauer, die Roſe der Liebe an. Wer unter Palmen wandelt, eine Strelitzia erblühen, einen Cactus grandiflorus ſich erſchließen ſieht, dem kommen eigenthümliche, ſicher nicht unedle Gedanken; der gewinnt Vertrauen zum Schöpfer, weil orthographiſche Fehler, irrige Inter-

punktionen in der Natur nicht vorkommen. Nimm, ſtatt eines Buches, eine Blüte, ein Blatt in die Hand; geſtehe, ob hier nicht ein Inhalt voll correcter Gedanken, ein Styl voll duftender Wendungen, geniale Einfälle mit regelrechter Verbindung ſind und wage dann den Menſchen den Blumen, das Wort den Ideen vorzuziehen!

Digitized by Google

Hitzing.

Erfriſcht im Innern kam ich von Schönbrunn nach Hitzing, einem Dorfe, das der Aufenthalt der öſtreichiſchen Ariſtokratie iſt, in dem man bei Dommayr im Freien oder im großen Saale vortrefflich zu Mittag eſſen kann. Beſſer im Garten als im Saale, weil die unvermeidlichen Tabacksdüfte, dieſer den Oeſtreichern ſo eingewurzelte Geruch, in der freien Luft weniger beengend als im geſchloſſenen Raume ſind. Auf die an den Wirth gerichtete Frage: Wie es möglich ſei, daß er das Rauchen in Gegenwart von Damen erlaube? zuckte er die Achſeln und meinte: Nicht er habe das eingeführt, ſondern die erſten Cavaliere Wiens hätten ſich das unritterliche, nun nicht mehr auszurottende

Recht ſeit ein oder zwei Jahren genommen. Oder der Zeitgeiſt, dachte ich, der egoiſtiſche, traurig waltende Zeitgeiſt, der die Rückſichten mit Füßen tritt und ſtatt Höflichkeit Willkür walten läßt! — Wenn man im Volksgarten, auf dem Sperl, im Paradiesgärtlein raucht, ſo laſſe ich mir das gefallen. Es ſind dies Orte, wo die Licenz gleichſam privilegirt, von Damen und Ritterlichkeit keine Rede iſt; wenn man aber im Hitzinger Caſino, das einem „Café de Paris" hinſichtlich der graziöſen Anordnung und der Geſellſchaft gleichkommt, dicke Rauchwolken mit eleganten Mayonnaiſen, vols-au-vent und pâtés-aux-truffes hinunterſchlucken muß, ſo iſt es wohl erlaubt, darüber in Erſtaunen zu gerathen. Was mir in dem Dommayr'ſchen Garten gefiel, war ein Brunnen köſtlichen Trinkwaſſers, das, unmittelbar aus ihm geſchöpft, auf die Tiſche der Eſſenden geſetzt wird. Den Trank lobe ich mir.

Der Garten des Freiherrn von Hügel.

Zum Nachtiſch hatte ich mir das Lieblichſte und Beſte in Hitzing, den Hügel'ſchen Garten, vorbehalten. Er liegt verſteckt, mit einer unſcheinbaren Thüre verſehen, hinter hochgezogenen Hecken; ein kleines Eldorado, bewohnt von Blumengeiſtern; ein Ort des Nachdenkens und des Friedens, wo ernſte Wiſſenſchaften getrieben, tiefſinnige Forſchungen angeſtellt werden. Ich geſtehe, daß ich in dies Heiligthum der Botanik mit faſt zagendem Fuß getreten, daß mir zwiſchen den wunderbar aneinandergereihten Pflanzen, unter den hohen, tropiſchen Bäumen erſt ängſtlich beklommen war. Da liegt ſo viel Ernſt, ſo viel Gelehrſamkeit, ſo viel mühſam Gepflegtes, das eine ungeſchickte Bewegung

abknicken, ein Fußtritt welken machen kann. Der Baron von Hügel war abweſend. Wird es mir hier wie in Schönbrunn gehen? dachte ich und wandte mich in der Nähe des Hauſes an eine alte freundliche Frau, der ich mein Geſuch, die Wohnung beſichtigen zu wollen, vortrug. Sie ſchien mich erſt mit dem Blicke prüfen, erſt ſich fragen zu wollen, ob ich wol werth dieſer Gunſt ſei? Dann, als die Unterſuchung zu meinem Vortheil auszufallen ſchien, führte ſie mich hinein in die Zimmer.

Ich kann mir vorſtellen, daß man in dieſen lieblichen Räumen zarte Fäden ſpinnen, hier über eine Welt, die weit hinter der Gedankenwelt des Gelehrten zurückbleibt, lächeln, hier auch das Gewirre da draußen für einen Traum und dies Zimmer für einen von Bergen, von Märchen und Sagen, von Schilfen und Lilien umdufteten Ort nehmen kann. Das iſt eine ſinnige, das Zarte und Empfindſame angenehm anſprechende Einrichtung. Die Veranda, die den ganzen vordern Theil des Hauſes beſchattet und vollgeſtellt mit Blumen und

Blüten, mit kleinen bequemen Sitzen iſt, gibt einen Eindruck, als wenn von ihr aus das Verborgene ſich mit glänzend lockender Deutlichkeit zeigen müſſe. Dazu allerliebſte Gefäße voll Blumen, in der Luft hängende Vaſen, die ihre Schlinggewächſe nachläſſig herabfallen laſſen; Kakadus, die ſich unter dieſen Pflanzen und Düften, beſchirmt durch die Veranda, in Afrikas Zone wähnen; eine Räumlichkeit voll drängenden Inhalts, voll Geſundheit und Fülle, neben vielverſprechenden Knoſpen reife Früchte, wiſſenſchaftliche Formen; ein Ahnen, Fühlen, Träumen, das an dieſer Stelle zum denkenden Bewußtſein erhoben worden iſt. Dem Genie gehört die Wiſſenſchaft; in ihr ſpiegelt ſich am ſchönſten die geiſtreiche Perſönlichkeit ab. Nur einer beſondern Conſtellation der Sterne iſt es zuzuſchreiben, wenn die Poeſie des Unbegreiflichen, die Dämmerung der Willkür ſich einrahmt in die heitere Erkennung der Dinge, wenn die innerſten Geheimniſſe ſich dem Eingeweihten leicht und klar auseinanderlegen. Herr von Hügel iſt im Orient geweſen; er hat Mittel in Händen

gehabt, das Weſen der Natur an den Quellen zu ſtudiren. Ich müßte mich ſehr irren, wenn er nicht durch ſie den Dichtern und Künſtlern nahe gerückt wäre. Gewiß iſt wenigſtens das, daß ſeine Wohnung ein wahres Schatzkäſtlein von Seltenheiten, von Behagen gebenden Spielereien, von jenen tauſend Dingen iſt, die eine romantiſche Darlegung ſeines Geſchmackes, ſeiner Gedankengänge, jenes Flüchten von der Welt zur Natur ſind. Ueberdies iſt das Vorwiegen der Phantaſie in dem lieblich geordneten Schreib- und Studierkabinet gar ſichtbar und anſprechend. Die Geſellſchaftsſalons daneben, das Eß- und Empfangszimmer ſind anderer, weltlicher Art; nur an dieſem Schreibtiſch waltet die ungeſtörte Ruhe, die träumende Verſunkenheit. Da ſcheint das gleichmäßige wiſſenſchaftliche Behagen, das zu einem myſtiſchen Schauen ſich ſteigernde Denken einheimiſch zu ſein. Links iſt das Billardzimmer mit einer chineſiſchen Pagode, rechts ſind die Fremden- und Familienzimmer. Aus ihnen tritt man wieder in den weithin ſich ſtreckenden Garten, der ſich in einer Art

von Park, in ſchlängelnden Alleen verliert, indeß um das Haus herum die Gewächshäuſer liegen, die Palmen und die japaniſchen, roſig angehauchten Lilien im Freien ſtehen und eine mehr rieſelnde als ſpringende Fontaine ihr Weſen treibt.

Digitized by Google

Der kaiſerliche Thiergarten.

Der Kutſcher ſchlug, als ich aus dem Hügel'ſchen Blumenparadies trat, eine Fahrt nach dem kaiſerlichen Thiergarten und nach Hütteldorf vor. Ich ging den Vorſchlag ein. Mir war es recht, von den Palmen nicht gleich unter die Menſchen, von den Eindrücken der Romantik nicht gleich in die Proſa zu kommen. Der Weg führt vor einigen ſchön gelegenen Landhäuſern vorüber und verliert ſich in die Waldeinſamkeit, in das Gehege des Thiergartens, der etwas Fremdes, Iſolirtes, eine freie Naturanſchauung mit einem weiten Horizont bietet. Ueberſättigt von Wien, von den vielen ſtädtiſchen Phraſen, die man hören, von den Gril-

len, die man dort fangen muß, läßt es ſich hier von den Gebrechen und Nöthen der Zeit ſtill ausruhen. Kann ſich das Beſondere doch auflöſen in das Allgemeine, wenn nicht zu Geiſtern, doch zu Geſpenſtern verflüchtigen. Ein Rehkalb mit ſeinen Jungen ſchreitet langſam durchs Dickicht. Ein Eber flüchtet, von Kleinen umringt, über das Feld und verbirgt ſich unter Eichen. Jetzt fliegt eine Wolke von Rebhühnern auf und jetzt ſpringen flüchtige Haſen übers Gras. Plötzlich ändert ſich die Scene. Wir ſind am Eingang des Thiergartens. Es halten kaiſerliche Equipagen davor. Die bunte Damenwelt im bequemen Landau iſt im Ausſteigen begriffen. Das iſt die Erzherzogin Marie Luiſe, die Kaiſerin von Frankreich, die Witwe Napoleon's!

Ich ſah ſie lange an. Lange habe ich mir dieſe Geſtalt, dieſes Stück Hiſtorie in einem Frauenangeſicht betrachtet. Lange habe ich mich gefragt, ob es denn möglich iſt, daß das Leben, vor dieſen Begebenheiten, die falſche, weſenloſe Wirklichkeit vor dieſer innern Wahrheit ein Recht behaupten kann?

Das ganze Weltall zerfließt zuletzt vor der Betrachtung in ein ſtrömendes Durcheinander, daß nichts feſt, nichts ſicher, keine Macht ewig, keine Liebe dauernd iſt!

Hütteldorf.

Ich kam betrübt in Hütteldorf in einem einſam gelegenen Garten, deſſen Schönheit man mir gerühmt hatte, an. Dieſer, tief wie in einem Keſſel begraben, umſchloß ein Haus, das mit Schlinggewächſen geziert, verlaſſen ſchien. Vorn vor dem Hauſe ſpreizte ein weißer Kakadu die mit gelben Anflügen verſehenen Federn aus. Sonſt war Alles ſtill, unbewohnt und öde, eine weitausgeſponnene Melancholie, kein Lächeln auf der ſchwermüthigen Natur, kein Scherz in den dicht ſich zuſammendrängenden Büſchen. Verwundert ſchritt ich weiter. Da erhebt ſich plötzlich ein Fußſteig, ein Hügel wirft ſich mir in den Weg, nach ihm ein höherer... ich ſtehe auf einem Belvedere und

um mich herum gruppiren ſich blauangeſchoſſene Berge, waldige, in Abendſonnenglut getauchte Felsblöcke, üppige Felder und Wieſengründe, eine wogende, vom Farbenglanz des Südens überſtrahlte Anſicht. Ich kann nicht ausdrücken, wie überraſcht ich war. Eine ſolche Landſchaft, ein ſolches faſt koloſſales Abgeſchloſſenſein von den ſtädtiſchen Umgebungen hatte ich hier nicht erwartet. Wie mit lächelnder Freude ſchien ſie empor zum Himmel zu ſehen, der tiefblau mit ewiger Schönheit und Jugend herabblickte, und dabei waren alle Höhen von reichſter Fülle umfloſſen und die Nebel der Thäler dampften wie Opferrauch.

Digitized by Google

Das Kärnthnerthor-Theater.

Wie iſt es möglich, daß eine Stadt wie Wien ein ſolches erbärmliches Local für Opern und Ballete hat? Mit dieſem Gedanken trat ich eines Abends in das Kärnthnerthortheater, in dem „das Feſt der Handwerker" und das Ballet „der Hochzeitreigen" gegeben wurde. Man kann ſich in der That nichts Dunkleres, Schmutzigeres, nichts Unpoetiſcheres als dieſen Raum und dieſe Logen denken. Da ſitzt man in dem dunkeln, kaum von fünf Lampen erhellten Saal vor einem verbrauchten Vorhang, hinter dem die erhabene Prieſterin hervortreten und das Publicum begeiſtern wird. Alles iſt alt und zerſtört und doch ſind wir in dem Theater, in dem die Muſik ſich vertritt, das

Ballet ſich äſthetiſch zeigt. Ich war höchlich erſtaunt, daß ſich zum Ueberfluß das Feſt der Handwerker hieher verirrt, zu der Geſchmackloſigkeit die Geſchmackloſigkeit kommen ſollte. Daß man die veraltete berliner Localpoſſe in den Vorſtädten, auf dem Kasperltheater gibt, finde ich begreiflich; aber ſie beimiſchen in die höhere Potenz der Kunſt, die Fratze geſticuliren laſſen, wo der Ernſt und die Aeſthetik wallten ſollte, der Ungeſchmack wird ſich ſo leicht auf keinem andern Hofoperntheater, wie es ſich pomphaft nennt, einſchleichen. Uebrigens muß ich bemerken, daß dies Theater eigentlich eine Privatunternehmung von zwei italieniſchen Impreſſari iſt, die nichts oder nicht viel von der deutſchen Oper verſtehen ſollen und denen der Hof bis jetzt nur einen Zuſchuß zu ihrer Caſſe gibt. Man wünſcht eifrig, daß dieſe Anſtalt ganz kaiſerlich werde, in der Hoffnung auf Beſſerung der Zuſtände.

Das Publicum ſchien gewohnt, hier lachen zu können, denn es lachte herzlich und laut. Ich ſelbſt kam erſt zu einigem Genuß im Ballet. In dem

waltete der Schönheitsſinn, die plaſtiſche Anordnung; bei dem konnte ich einigermaßen die Localität, die unerfreuliche Umgebung vergeſſen. Demoiſelle Forti tanzte nicht übel und ein Herr Alexander machte viele und geſchickte Sprünge. Die mise en scène war ſinnig und das Balletcorps beſſer als in Berlin. Später habe ich in dieſem Theater „die Somnambule“ und den „Barbier von Sevilla“ vortrefflich aufführen hören. Die Wiener ſind in der Inſtrumentalmuſik Meiſter. Die ſtarre Maſſe bewältigen, ſich im Reiche der Töne einheimiſch machen, heraustreten aus dem Stand der Thatſachen, in Noten jubeln, jauchzen, weinen, ſich verſtändigen, aufklären, Alles das iſt die Aufgabe eines wiener Orcheſters und dieſe löſt es meiſterhaft. Die goldene, vollſaftige Frucht der Einheit, das großartig erhebende Zuſammenwirken ſchwillt uns in und durch daſſelbe wunderbar entgegen. Und was das Orcheſter thut, das leiſten die Sängerinnen, das leiſtet auch der Chor. Erfreulich iſt das lebhafte, faſt enthuſiaſtiſche Theilnehmen des Publicums, dies Heben und Tra-

Digitized by Google

gen, dies Horchen und Bewundern, das ſich durch häufigen Applaus ausſpricht. Hier ſind Stufenfolgen des Geſchmacks, Uebergänge zur höchſten Bildung zu beobachten. Da hinein miſcht ſich italieniſches Feuer mit deutſcher Urtheilsfertigkeit. Die künſtleriſche Perſönlichkeit wird von dem Publicum hinüber zu der erhabenen, geheiligten Sphäre der Kunſt geführt. Was ſie Gutes leiſtet, findet die raſcheſte Anerkennung; was ſie Mangelhaftes gibt, das wird verſtändig und zwar meiſt durch Schweigen gerügt.

Im „Barbier von Sevilla" ſang eine Demoiſelle Schwarz die Roſine. Dieſe Künſtlerin iſt nicht untadelhaft, nicht frei von Verirrungen und Fehlgriffen, aber vor einem kunſtliebenden Publicum, wie das wiener, ſingen, von ihm gebildet, zurechtgewieſen werden, das wird die Theorie zur Praxis, die Schönheit zur Freiheit, das Wollen zum Können umgeſtalten. Meiſterhaft war die Darſtellung von Hölzel, der den Baſilio gab. Auch Juſt als Bartolo war rühmenswerth. Die Geſammtaufführung, das Ineinandergreifen, das

Ideelle, das Entfaltete einer Darſtellung, die den Foderungen der Kunſt entſprach, hatten etwas Erfreuliches.

Ich hätte Demoiſelle Zerr in Hamburg hören können und hörte ſie erſt in Wien. Sie gab die Amina in der „Nachtwandlerin", dieſe zarte, von ſo vielen Schmerzen durchwebte Rolle, dieſe naiv romantiſche Perſönlichkeit, in der mir gleichzeitig die Malibran und die Lind vorſchwebten. Demoiſelle Zerr ſcheint ſich noch losreißen zu können von jener nervöſen Lebhaftigkeit, die keine Leidenſchaft iſt. Sie hat noch das Zitternde und Unſichere der Jugend, ohne jung zu ſein. Noch genießt ſie nicht die ſchöne Ruhe, in der der Künſtler ſein eignes Daſein frei in ſich ſelber enthüllen ſoll. Sie kam mir krank, erſchöpft, überangeſtrengt vor. Nur zuweilen brannte in ihr die Flamme der Begeiſterung, nur hie und da ließ ſie ſich übermannen vom Genius Bellini's und hinauf in die Lüfte tragen. Sie iſt zwar fern von aller handwerksmäßigen Auffaſſung, von jeder niederwerfenden Mittelmäßigkeit, von jenem taglöhnernden Talent,

allein der durchaus feine Geſchmack, die kritiſche Cultur der Muſik hat ſie nicht inne. Vielleicht ſind ihre Mittel unzureichend. Jedenfalls geſtehe ich, daß ihre Leiſtungen ihrem Rufe nicht entſprachen.

Herr Ander hat ſchöne, weiche Tenortöne, ein freies Spiel und jene klagende Stimmung, in der der gute Elwin nun einmal mitten darinſitzt. Indeß tritt das Männliche, das Vertrauensvolle doch in dieſem Künſtler nicht ganz zurück. Nicht ſelten entwandte er ſich mit einer guten Colloratur der Wehmuth ſeiner Rolle und ſtieg jubelnd und heiter gleich einer Lerche zum Himmel empor.

Digitized by Google

Das Burgtheater.

Vom Kärnthnerthortheater zu dem der Burg iſt nur ein Schritt. Ich geſtehe, daß ich in dieſes mit großen Erwartungen gegangen bin. Es hat eine faſt traditionelle Stellung als Muſterbühne in Deutſchland, beſaß und beſitzt die größten Schauſpieler und kann gewiſſermaßen mit dem théâtre français in Paris, mit jenem claſſiſchen Boden verglichen werden, von dem uns die guten Manieren, die Vermeidung der überladenen Coſtüme und ſo manches uns angenehm Berührende gekommen iſt. Es war hier immer ein unmittelbares Ergebniß wirklicher Vornehmheit zu treffen. Von Wien aus ſtrahlte das Licht der Kunſt, das Product nationaler Dichter über das Vaterland. Dahin rich-

teten ſich die verlangenden und auch die vergleichenden Blicke, wenn von Künſtlerbildung, von einer Aufklärungsperiode die Rede war. Allein dieſe ſchöne Blüte des Strebens, dieſer duftige Hauch, dieſer weite und freie Horizont, der ſich zu Joſeph's Zeiten von Wien aus verbreitete, beſteht nicht mehr. Die Anſtalt, die ein nationales Intereſſe, die Abſichten der Freiheit, des Selbſtbewußtſeins, dies wahre Lebenselixir, haben ſollte, iſt nicht mehr vorhanden. Es iſt betrübend, wie hinderlich der politiſche und kirchliche Einfluß grade hier gewirkt, wie jede dramatiſche Erſcheinung hier in ihrer Entwickelung geſtört worden iſt. Statt ſich hineinzuſtürzen in das Reich der Gegenwart, ſtatt in einer Zeit des regern literariſchen Aufſchwungs Schritt mit den übrigen Bühnen zu halten, iſt das Burgtheater in Rück- und Stillſtand gerathen. Das, was man unter den jetzigen Verhältniſſen nicht allein hoffen, ſondern auch erwarten konnte, verſuchte Herr von Holbein. Er wollte das Bedürfniß einer volksthümlichen Entwickelung fühlbar machen, er wollte den Anfoderungen der Zeit ge-

nügen; allein er unterlag um ſo mehr den Verhältniſſen, als ihm nicht nur eine geſchloſſene Opposition der älteren Bühnenmitglieder entgegentrat, die durch neuhinzukommende Kräfte in ihrer Perſönlichkeit beeinträchtigt zu werden fürchteten, ſondern er mußte auch der entſchieden ihm widerſprechenden Richtung des Grafen Dietrichſtein weichen. Dieſer Intendant, der zugleich die bedeutende Stellung eines Oberſthofmeiſters einnimmt und vermittels ihrer einen großen, wohlthuenden Einfluß ausüben könnte, befolgt ein Princip, das ich das Princip der Reminiscenzen nennen möchte. Vorgeſchritten an Jahren, in ſeiner Jugend an Grillparzer und Raupach gewöhnt, hat Graf Dietrichſtein die Leidenſchaft, ſich ſelbſt angenehme Erinnerungen zu verſchaffen. Gleich einer ehemals ſchön geweſenen Matrone, die ſich mit ihren eignen gepuderten Bildern und denen ihrer Anbeter umgibt, die vergilbte Briefe und billets doux aus antiken Käſtchen hervorholt, ſich wärmt an dem blaſſen Sonnenſchein des Geweſen, kramt Herr von Dietrichſtein Stücke heraus, die für ſein Pri-

vatvergnügen recht angemeſſen, für das Publicum aber ſehr langweilig ſind, denn leider hat Herr von Dietrichſtein nicht wie vielleicht jene alte Matrone die Anſicht, ſeine Reminiscenzen nur verſtohlen zu betrachten und ſie bei jedwaniger Ueberraſchung eines Dritten hinein in das Schubfach der Vergeſſenheit zu werfen, ſondern er ladet recht eigentlich zu ihrer Beſichtigung das ganze wiener Publicum ein und das in einem Locale, das doch eigentlich nicht ihm, ſondern der Kunſt, nicht dem Einzelnen, ſondern dem Ganzen gehört. Iſt es nicht natürlich, daß man da einer Zeit mit Ungeduld entgegenſieht, wo die Intendanz ihr Syſtem ändern und eine neue, heißerſehnte Aera herbeiführen wird? Es ſind der Kräfte ſo viele in Wien, die Fächer ſind drei- und vierfach beſetzt; man hat hellleuchtende Sonnen, Repräſentanten der Dichter und der Nation; man könnte den Begriff der freien Kunſt, man könnte die Poeſie als erhabenſte Göttin darſtellen, könnte wirken auf Erziehung, auf Freiheit und Sittlichkeit, und Alles liegt brach! Die wiener Schauſpieler haben kein

Repertorium. Reiſen ſie, ſo können ſie nicht in den üblichen Stücken der Zeit auftreten. Löwe, der geniale, große Künſtler, gibt als Neueſtes „den Sohn der Wildniß", La Roche „den alten Magiſter" und die verdienſtvolle, durch und durch fein ausgeprägte Schauſpielerin Madame Haizinger muß auf einem zweiten, auf dem Thalia-Theater in Hamburg in harmlos veralternden Stücken debütiren, eben weil ſie von Wien aus kein Rollenverzeichniß einreichen, nichts Neueres und Anregenderes für größere Theater liefern kann.

Der Anfang zu einem bedeutendern Aufſchwunge war unter Joſeph gegeben. Das Princip der Nationalität war hingeſtellt. Warum ward es nicht fortgeſetzt? Warum das Glimmen unter der Aſche, wo Feuerbrände geſchleudert werden müßten, woAgeshelle leuchten ſollte? Die Zahl der auf dem Burgtheater mitwirkenden Frauen iſt größer als auf anderen Bühnen und doch werden ſie nicht benutzt. Jede Rolle wird auf dieſem Terrain zur Staatsfrage. Um jede auszutheilende gruppiren ſich die ſinnverwirrendſten Intriguen. Obgleich nun Friedrich Halm, ob-

gleich der Baron von Zedlitz bedeutenden Einfluß ausüben und für das Allgemeine und Nützliche ſorgen könnten, ſo geſchieht doch nichts, um die Brücke zum übrigen Deutſchland feſtzuzimmern, um in der Kunſt und Dichtung eine wohlthuende Wechſelwirkung eintreten, um endlich das achtzehnte von dem neunzehnten Jahrhundert zurückdrängen zu laſſen.

Die Räumlichkeit des Burgtheaters iſt nicht erfreulich. Als das Schauſpielhaus in Karlsruhe abbrannte, ward in Wien ein neuer Bau angeregt, da der alte keine Ausgänge, nichts Zweckmäßiges, noch weniger etwas Augenerquickliches hat. Jetzt iſt es wieder ſtill davon. Der Hof ſieht es ohne Eiferſucht, daß das Theater an der Wien ſchöner als das ſeine, das Leopoldſtädter reicher und beſſer als das Burgtheater ſein wird. Als neulich einmal von den „Karlsſchülern“ die Rede war, bemühte ſich eine einflußreiche Frau vergebens, das Stück, mit Modificationen mancherlei Art ausgeſtattet, zur Aufführung zu bringen. Die Namen Laube, Moſen, Gutzkow, Freitag, dieſe ganze neue dramatiſche Literatur mit ihrem

Streben und Weben, mit ihren grünenden Hoffnungen, dieſe Foderungen, die ſich unmittelbar unter uns geſtalten, ſind von dem Burgtheater ausgeſchloſſen. Man ſieht kleine aus dem Franzöſiſchen übertragene Vaudevilles, ſieht „Reue und Erſatz", die Stücke: „Von Sieben die Häßlichſte", oder das nicht anſtößige: „König René's Tochter" und zwar recht gut aufgeführt. Dies letztere, das ich auf anderen Bühnen noch nicht geſehen hatte, war das Erſte, was ich hier erlebte. Vorher wurde „Vaterliebe" aus dem Franzöſiſchen nach Scribe von Caſtelli und zwar mit vielem Beifall gegeben. Dies Stückchen, das die berliner Bühne fallen ließ, weil ſie nicht die gehörige Beſetzung der Rollen hatte, iſt hier mit Anerkennung oft wiederholt worden. Demoiſelle Neumann, in der Rolle der Luiſe, erinnerte mich lebhaft an Roſe Cheri. Wie dieſe iſt ſie jung, hübſch und natürlich. In der Sprache hat ſie etwas Feines, Stechendes, eine durch Anſtrengung erworbene tiefe Bildung und ein zartes, liebliches Lächeln, das reizen und zugleich feſſeln muß. Ihre Augen ſind leb-

haft und doch faſt melancholiſch; ihre Bewegungen haben den ruhigen, runden Anſtand einer der Welt Kundigen. Ich glaube, daß man an der Seite einer Mutter wie Madame Haizinger vorzüglich heranreifen kann; aber ich glaube, daß man ſelbſt ſehr begabt ſein muß, um die Kunſt wie eine Religion zu verehren. Man ſieht es dem Spiel der Dem. Neumann an, daß es ihr ein Cultus iſt, immer mehr zu lernen, immer vollkommner im Wirken, lückenloſer zu werden. Sie hat viele Nüancen, Schätze von Weichheit und Weiblichkeit, ideale Anſchauungen, die doch wieder Natur ſind. Sie hat auch die ſtoiſche Kraft, jedes Unnütze zu entfernen und nur das von ihren Vortheilen geltend zu machen, was wahrhaft edel und ſchön iſt. Daß das Organ nicht ganz volltönend iſt, vergißt man um ſo leichter, als ſie nur in naiven, nicht in tragiſchen Rollen auftritt. Sie iſt mit einem Wort eine reizende Schauſpielerin, ganz dazu gemacht, Das zu widerlegen, was die Franzoſen unſerer Bühne vorwerfen, daß unſere Künſtler immer auf Stelzen herumgehen, immer im Pathos ſich bewe-

gen. Wie viel Schalkhaftigkeit, wie viel Genialität, ja wie viel Ironie wohnt hier neben der Jugend, wie viel plänkernde Neckerei neben der Grazie und Schönheit!

Karl La Roche (als Vater der Luiſe) zeigte einen ſeltenen Zuſammenhang des Spiels, eine Nachgibigkeit, ein Verſtändniß, wie ſie nur den ächten Künſtler charakteriſiren. Der borgt nichts Fremdes. Was der für die äſthetiſche Bildung leiſten kann, das leiſtet er mit Ernſt; keine Aufgabe ſcheint ihm gering, keine Rolle je unbedeutend. Er hat eine Vereinfachung der Begriffe eingeführt, die ich wieder mit der der franzöſiſchen Bühne vergleichen möchte. La Roche iſt ein Künſtler aus einem Guß; eine jener Erſcheinungen, die die Schröder'ſche Methode zurückrufen. Weniger hat mir Herr Fichtner gefallen. Er hat als Liebhaber weder die Leichtigkeit der Bewegungen, noch die ſo nothwendige Grazie des Vortrags. Er iſt hölzern und ungeſchickt. Es iſt keine unmittelbare, lebendige, concrete Fülle, ſondern etwas Apathiſches in ihm. Ich wette, daß ihn die Kunſt lang-

weilt. Deswegen langweilt auch ſeine Kunſt. Was nun die Beſetzung von „König René's Tochter“ betrifft, ſo will ich mit einem Tadel anfangen, um mit einem Lobe ſchließen zu können. Herr Lucas als Triſtan von Vaudemont hat mir ſo wenig zugeſagt, daß ich ihn gradezu mittelmäßig nennen muß. Wo iſt da jene Zartheit, jene Begeiſterung, jene ſchöpferiſche Auffaſſung, die dieſe Rolle erheiſcht? Wo jene romantiſchen Anflüge, jene verſchwimmenden Sentimentalitäten, die das Publicum in ein ideales Reich der Träume führen? Herr Lucas iſt groß und knochig. So derb ſeine Geſtalt, ſo derb iſt ſein Auftreten. Was der Dichter fühlte und ahnte, das ſollte hier der Darſteller in eine bewußte Form bringen. Herr Lucas nimmt die Rolle des Triſtan wie ein Gedicht, das er zu declamiren hat; er leiert es ab. Da iſt keine Spur von jenem Behagen, jenem Myſterium der Liebe, das nur angebetet und bewundert werden will. Das iſt auch kein Prophet, kein Seher, ſondern Herr Lucas bringt ſo viel Knochen und Fleiſch, ſo viel telegraphiſche Geſti-

culationen mit auf die Bühne, daß die Romantik entflieht. Angeſprochen hat mich dagegen Herr Anſchütz als König René. Er mag ſich in ſeinem Leben oft verwandelt haben, aber er iſt immer ein Künſtler, immer ein Vertreter der Wahrheit geblieben. Seine Stimme verräth Wärme; ſeine Darſtellung iſt mit dem Zauber der reinen Gemüthlichkeit übergoſſen. Die Gedankengänge des Dichters ſtehen vor ihm in Klarheit. Da, wo ſie Flachheit oder Leere verrathen, weiß er aus den heimlichen Grotten ſeines Organs einen friſchen Zuwachs zu ziehen. Er iſt nicht in der Vorhalle des Verſtändniſſes ſtehen geblieben, er hat ſich hineingedrängt in das Heiligthum, hat beobachtet und gelernt. Seine Tochter, Madame Koberwein als Jolanthe, wirkte ihm würdig zur Seite. Ich weiß nicht, ob es in den Abſichten des Dichters lag, Jolanthe beſtändig als Blinde agiren, oder ihre Blindheit blos als einen ihr natürlichen Zuſtand angedeutet zu wiſſen. Madame Koberwein ſpielte die blinde Jolanthe. Sie war umlagert von den Schatten der Nacht, taſtend,

ungewiß, das Auge, dies ſchöne, große, von Glut blitzende Auge gradaus gerichtet, in ihren Bewegungen innerlich immer auf den höchſten Gipfeln dieſer ſtillen Welt ſchwebend, von außen nur durch das Ohr, nur durch das Gefühl angeregt; ſchmerzlich ſchwelgend, voll Träume, voll Gebete, voll Poeſie, einer myſtiſchen Idee nachhängend und doch einfach und kindlich. Sie verſtrickte das Publikum tief in die Anſchauung eines Zuſtandes, der vielleicht mediciniſch unrichtig, aber poetiſch anregend iſt. Eine ſo tiefſinnige Sprache hatte ſie, daß die innerſten Nerven davon getroffen wurden. Durch ſie warf der Zuſchauer allmälig alle Feſſeln der Reflexion von ſich und badete ſich in einem Meer von Idealismus; ſie rief auch jenen Gedanken wach, daß es eine beſſere, andere Welt mitten in dieſer gibt, daß man auf ihr mit ſchwebendem, faſt ſomnambülen Fuße tritt, daß ſie wogt wie Duft und Nebel und daß Jolanthe, geübt im Scharfſinn, abgezogen von den Außendingen hier in ihrer Heimat ſei. Die äußere Geſtalt der Madame Koberwein iſt durchaus edel. In der Art, wie ſie

nachdenklich das Haupt ſenkt, einen Entſchluß zu faſſen ſucht, liegt ein großer Reiz. Das Sanfte und Anmuthige wechſelt in ihr mit dem Feuer der Leidenſchaft, einer Leidenſchaft, die jungfräulich koſend, voll zarter Fäden und Gefühle iſt.

In „Reue und Erſatz" bewunderte ich neben La Roche und Anſchütz Madame Haizinger, dieſe vielgerühmte Schauſpielerin, die einen ſo praktiſchen Fond mit auf die Bühne bringt, daß ſie ſelbſt auf die älteſten Stücke ein neues Licht wirft. Ihr Spiel iſt eine Reihe von kleinen, allerliebſten Thatſachen, welche die ſchlagendſten Belege zu der Perſönlichkeit geben, die ſie darſtellen will. Sie hat alle menſchlichen Empfindungen auf eine faſt merkwürdige Art inne und liefert ſie mit einer Vollſtändigkeit, daß ſie dem Maler Denner an die Seite geſtellt werden könnte. Nie wird ſich etwas Erzwungenes in ihr Spiel miſchen; immer wird ſie mit der höchſten Natur Lebhaftigkeit, Schelmerei, Ernſt und Würde in dramatiſcher Gruppirung bringen, ja ihr Genie blitzt elektriſch zum Zuſchauer herüber und macht einen Eindruck, der ſehr feſſelnd

iſt. Die ehemalige Demoiſelle Enghaus, jetzige Madame Hebbel, und Madame Peche habe ich nicht geſehen. Wohl aber muß ich von dem wirklich großen Eindruck reden, den Madame Rettich in „Donna Maria de Molina“ (dramatiſches Gedicht in vier Akten und einem Nachſpiel von Friedrich Halm) mir gemacht hat.

Es iſt Schade, daß Halm in allen ſeinen Stücken und auch in dieſem immer in den Extremen, immer im Unangemeſſenen, nie in der vollkommenen Wahrheit ſteht. Es iſt Schade, daß ſeine ſeeliſche Gymnaſtik, wie ich die von ihm vorgenommenen Experimente nennen möchte, ſo viele Seitenſprünge, ſo viele Gewaltthaten enthält. Seine Beweglichkeit, die in hundert Farben blitzende Sprache, die prophetiſche, aus ihm ſtets hervorſtrömende Natur, feiert in dieſer „Maria de Molina“ einen Triumph; aber ſeine Geſtalten ſind mehr bühnengerechte Begriffe als Menſchen. Die Wahrheit iſt vermiſcht mit Unmöglichkeiten, durchzogen von Fäden, die nicht immer grade und geſchickt, ſondern verworren eingeſchlagen ſind.

Hier iſt von einer phantaſtiſchen Zuſammenwürfelung mehr als von einer regelgerechten, naturwüchſigen Entwickelung die Rede. „Maria de Molina" iſt voll ſinnig ausgeſponnener Seufzer, voll empfindungsvoller Sentenzen, voll Gefühlsproben. Natürlich aber, daß in einer ſo geſteigerten Exiſtenz nicht an dramatiſche Aufopferung und Enthaltſamkeit zu denken iſt. Halm's Gedanken ſtrömen über und wollen nur den theatraliſchen Effect berückſichtigen; ſeine Pulsader ſchwillt, ſeine Bilder ſind erſchütternd. Maria befindet ſich in der Situation zwiſchen Kind und Geliebten wie eingeklammert. Sie ſoll die höchſte fanatiſche Liebe, die Mutterliebe entwickeln und iſt eingehüllt in eine Spiegelfechterei der Aufopferung, die ſie zwingt, eine Jakobsleiter der Viſionen zu durchlaufen. Dabei iſt die reichaufblitzende Idee verkümmert durch Thatſachen, die kaum erklärlich ſind. Mag nun aber das Stück als Stück ſeine Fehler haben, ſo muß ich geſtehen, daß es unmöglich iſt, eine ſinnvollere, ergreifendere Trägerin der Hauptrolle als Madame Rettich zu finden. Die Praxis und Erfahrung

ſind hier zur durchgreifenden Erſcheinung geworden. Dieſe Maria glüht, wie der Boden, der ſie erzeugt, wie der Dichter, der ſie gedacht hat. In dem Stolze der Königin ruht beſchirmt die Liebe der Mutter. Sie ſtürzt ſich bewußt in die Gefahr und harrt ſo lange aus als das Herz, das eben ſo kräftig als ihr Selbſtgefühl pulſirt. Madame Rettich hat einen Wohlklang der Stimme, eine Declamation, die wirklich ideell ſind. Nur zuweilen ſtört ein nicht ganz bewältigter Pathos, ein Anflug von Affectation, der bedauerlich iſt, weil er der einzige unrichtige Schatten in dieſem lichtvollen Bilde, der einzige Misklang in dieſer Harmonie der Kunſt iſt. Wenn Madame Rettich nur einmal die Rachel geſehen hätte, ſo würde ſie ſchnell von dieſem Muſterbilde die Grenze erkennen, wo in der Declamation der Pathos aufhört und die Ziererei anfängt. Deſſenungeachtet hat ſie eine Originalität der Darſtellung, eine plaſtiſche Schönheit der Drappirung, die ſie auf die erſte und höchſte Stufe der Kunſt erheben; ſie weiß auch eine Würde wiederzugeben, welche mehr als ſittlicher

Stolz iſt. Ihre Geſtalt iſt friſch; in den Bildungs- und Gährungsmomenten der Rolle erhebt ſie ſich zuweilen ſo gigantiſch, daß ſie unantaſtbar ſcheint. Mit welch ſinniger Anordnung weiß ſie ſich vom weiblichen Standpunkte aus ein excentriſches Princip beizulegen! Wie kann ſie die poetiſche Empfindungsweiſe mit raſch dahinrauſchender Begeiſterung anſchaulich machen! Wie verſteht ſie zu weinen, zu trauern, zu handeln, zu zernichten, zu jubeln! Ich kann nicht unberührt laſſen, was Herr Löwe aus ſeiner ihn immer zurückdrängenden Rolle machte. Der Charakter des Don Diego iſt kein den Künſtler hebender. Ein Mann, der verurtheilt iſt, immer Nein zu hören oder zu ſagen, iſt kein rechter Mann; auch iſt das Schwert, was Maria de Molina ihm verheißt, mehr eins, das ihm im Buſen als in der Hand ſteckt. Macht Löwe aus dieſer eben bezeichneten Rolle etwas Poſitives, weiß er die Schwachheit derſelben in Stärke zu hüllen, ſo iſt das ein wirkliches Verdienſt. Nicht Halm, ſondern Löwe hat dem Diego ein Intereſſe verliehen; denn dieſer geiſtreiche Künſtler hat

aus dem ſchmachtenden Manne das Ideal der Selbſtverläugnung, die reinſte, ideellſte Aufopferungsfähigkeit, den Stoicismus der Hingebung gemacht. Man glaubt an die zerſtörende Kraft in ihm und bewundert, daß er ſie zu dämpfen verſteht. Die Kunſt phosphorescirt gleichſam in ihm und führt zu einer Anatomie der Darſtellung, wo jede Bewegung der Hand berechnet, jeder Ton in der Stimme überlegt iſt. Bedenklich iſt, daß das Organ faſt gebrochen ſcheint. Die oft heiſeren Töne ſtehen ſeinen Charakterimproviſationen ſcharf im Wege. Sie können uns nicht mehr den Glauben an ſeine Jugend, nicht mehr die Ueberzeugung ſeiner Befähigung zum Liebhaber geben. Er iſt in einer Uebergangsperiode begriffen. Das feurige Element geht über die Länge ſeiner phyſiſchen Mittel hinaus.

Die Hofbibliothek.

An dieſen für mich ſehr intereſſanten Abend knüpfte ich am folgenden Morgen einen Beſuch auf der Hofblibliothek. Friedrich Halm (Baron von Münch-Bellinghauſen) iſt Bibliothekar und hatte die Güte, mich ſelbſt herumzuführen. Es ward mir ganz feierlich, als ich durch das Leſezimmer ſchritt, in dem an langen grünen Tiſchen die Gelehrten, die Lernbegierigen, die Laien, ſelbſt ehrwürdige Herren im ſchwarzen Prieſtergewande ſaßen. Bücher nach Hauſe zu nehmen, iſt nicht erlaubt; dafür iſt die Bibliothek täglich zur Dispoſition des Publicums geſtellt. Vom Leſezimmer geht es in das mit Büchern reichgezierte Kämmerchen des hier in Arbeit und Dichtkunſt verſenkten Bibliothekars und

von da in den großen, äußerſt reichverzierten Bücherſaal, in deſſen Mitte ſich eine auf acht Säulen ruhende Kuppel und in ihr ein prächtiges Frescogemälde von Daniel Gran erhebt. Rings um den Saal läuft eine großartige Galerie, auf der die Bücher maſſenweiſe aufgeſtapelt ſind. Herr von Münch-Bellinghauſen iſt damit beſchäftigt, der Bibliothek eine praktiſchere Form zu geben, da bis jetzt der Zugang zu den oberen Schränken auf der Galerie faſt lebensgefährlich iſt. Die Manuſcripte ſind in Glasſchränken niedergelegt, wo ſie der Betrachtung zugänglich ſind, ohne durch Berührung gefährdet zu werden. Herr von Münch-Bellinghauſen ordnet ſie gegenwärtig und verſieht ſie mit einem Katalog. An dieſe Schränke führte er mich, um mir theils koſtbare Handſchriften, theils zarte Miniaturbilder in alten Kirchenbüchern zu zeigen. Der Schrank A. enthält eine Sammlung der verſchiedenen Stoffe, auf welchen bis zur allgemeinen Einführung unſers heutigen Papieres geſchrieben wurde und zum Theil noch geſchrieben wird. Das purpurfarbige Pergament mit Silber- und Goldſchrift

Digitized by Google

des ſechsten Jahrhunderts und ein auf Palmblätter geritztes, in der Sprache der Bewohner Ceylons vorhandenes religiöſes Werk intereſſirten mich um ſo mehr, als in ihnen jene lebendige Kraft der Geſchichte, jenes Ueberragen des Thatſächlichen über die Dauer des einzelnen Menſchen anſchaulich wird. Wie friſch und glänzend hat ſich dies purpurrothe Pergament erhalten! Wie fein und deutlich iſt die Schrift auf jenen geritzten Palmblättern! Die Hände, die das hervorbrachten, der Kopf, der dieſe Gedanken hatte, ſind vermodert; aber die Idee hat ſich aus dem Nebel der Vergangenheit bis hieher, unter die Gegenwart gewagt. Die Idee lebt, die wird fortbeſtehen. Das iſt die Unſterblichkeit auf der Erde; das iſt die Verklärung der Wiſſenſchaft, das der Brennpunkt hiſtoriſcher Entwickelung.

Die Bilderbibel mit zahlreichen, ſehr merkwürdigen Miniaturen auf Goldgrund und beigeſchriebenem franzöſiſchen Texte aus dem vierzehnten Jahrhundert im Schranke E. iſt ein Beweis von der Beharrlichkeit der damaligen Zeit. Sollte man nicht denken, daß kaum ein Leben zu einem ſol-

chen zierlich-künſtleriſchen Werke hingereicht habe? Die Farben ſind lebensvoll hingehaucht, ſind lieblich und warm. Die Compoſition iſt originell und das poetiſche Princip darin die Malerei des Details. Ein Pergament-Manuſcript in äthiopiſcher Sprache mit einer Beſchreibung Abyſſiniens zeigt eine Schrift, in der die Genügſamkeit mit der Wohlgefälligkeit ſtreitet. Sie iſt gleichſam ein Portrait jener verſunkenen Zeit, eine Blüte, die ſich aus dem Strudel der Jahrhunderte in dieſen Glaskaſten gerettet hat. Mit Ehrfurcht betrachtete ich das Erbauungsbuch in deutſcher Sprache aus dem fünfzehnten Jahrhundert im Schranke G. und H. Das in demſelben Behälter aufbewahrte Horarium mit vierzehn größeren Bildern und den eigenhändigen Namensfertigungen Kaiſer Karl's V., de Lalaing's und Anderer ſchien mir mit den bedeutungsvollen Malereien ein geheimnißvolles Leben zu enthalten. Wen ergreift es nicht, wenn die erſchütternden und grellen Töne der Geſchichte hallen? Wer ſucht nicht in dieſem und jenem Manuſcripte die Durchbildung, das Charakterfeſte der Periode?

Wer erſchrickt nicht vor jener Papyrus-Rolle in Uncialſchrift, etwa vierhundert Jahre vor Chriſtus, die den Fluch der Tochter Artemiſia gegen ihren Vater Damaſios, der ſie widerrechtlich ihrer Kinder beraubt hat, enthält? „So lange dieſe Schrift verwahrt werde“, heißt es im Text, „ſoll Damaſios nirgends Heil finden“. Der Fluch einer Tochter über ihren Vater! Welch eine erſchütternde Idee! Welch ſcharf einſchneidende Vorſtellung! Welche Fülle von Barbarismus, von zerſetzenden, trennenden Principien, auf die das Chriſtenthum noch nicht ſein milderndes Licht geworfen hatte! Ich blickte erſchüttert auf die Anſchauungen dieſer Zeit! Ich ſah ſie die Hände erheben gegen die Rachegötter, dieſe durch und durch verwundete Tochter, die, ihrer Kinder beraubt, durch keine Rückſicht mehr gehalten, durch keine Erinnerung mehr gefeſſelt, ihren Fluch zweitauſend Jahre weit, bis hieher, bis nach Wien, bis in die Hofbibliothek ſchleudert! Sonderbar! So vieles zerſtiebt, und dieſes hier, dieſe vergilbte, entſetzensvolle Rolle iſt geblieben! Sollte wirklich eine Wahrheit im

Fluche liegen? Sollte dieſe leidenſchaftlich bewegte Mutter, dieſes den Himmel anſchreiende Wort, dieſe Bitte um Rache, eine Nöthigung der Natur, eine Bedingung der gekränkten Rechte ſein? Sollte über Dem, was wir Chriſten die Verſöhnung und Vergebung, das Leben in und für die Pflicht nennen, ſollte über Dem doch der Schrei um Gerechtigkeit ſtehen?

Gern habe ich mich von dieſer grauenvollen Erinnerung an das Alterthum ab, zu der Handſchrift des Torquato Taſſo, zu ſeinem «Gerusaleme conquistata», von ihm ſelbſt geſchrieben, gewandt. Es war mir als träte ich in eine Halle, in einen ſtillen Kloſterhof, umwebt von der Poeſie des Katholicismus. Vor mir lag ein grüner Platz; um mich wiegten leiſe Abendwinde die hochaufgeſchoſſenen Cypreſſen. Ich ſah Taſſo, wie er einſam träumte, einſam litt! Ich ſah ihn am Hofe Ferraras, ich ſah ihn im Kerker. Das mit feinem, ſchwermüthigem Lächeln übergoſſene Antlitz, die zuckenden Lippen, die traurigen Augen waren auf dieſe mit mannichfachen Correcturen verſehene Hand-

ſchrift gerichtet. Ihn drückte die Welt, dieſe Laſt der Verhältniſſe, dieſes Scheinleben, dieſer Wuſt des Conventionellen! Er hatte eine freie, eine idealiſche Liebe geträumt und wie wurde ſie ihm gelohnt, wie blutete das Herz, wie zitterten die Nerven! Taſſo ſtarb inmitten dieſes traurigen und verzweifelnden Themas. Wohl ihm, daß er ſtarb! Mir iſt nicht, als ſei er am gebrochenen Herzen, nein, in wunderbarer, glorreicher Feſtigkeit, im Triumph der Gefühle hinübergegangen, dahin, wo es keine Fürſtinnen, ſondern nur Seelen, keine Convenienzen, ſondern nur Liebe gibt. Taſſo war recht eigentlich ein Charakter, der zwiſchen dem Schöpfungs- und Zerſtörungsdrange mitteninne ſchwebte. Er mag wonnevolle Augenblicke, aber auch Stunden der tiefſten Entmuthigung gehabt haben. Ob das wol in den krauſen, kleinen Zügen dieſer Feder, in dem Kreuz und Quer dieſer Schrift zu leſen wäre? Man ſagt, die Handſchrift des Menſchen ſei bezeichnend. Die von Taſſo iſt mehr weiblich als männlich. Er hat oft kleine, zierliche Buchſtaben gemalt. An anderen

Stellen ſcheint die Feder geſtürmt zu haben, raſch weg über das Papier geflogen zu ſein. Hier hat er ein ſtolzes Meer voll Gedanken durchſchifft, dort ſich eine bürgerliche Geſetztheit zu geben geſucht. „Es iſt Alles ſchon dageweſen", mußte ich mit Rabbi Ben Akkiba ſeufzen, der Herzen gedenkend, die noch jetzt unter dem Druck der Verhältniſſe verbluten.

Das Antikenkabinet.

Ich ging ins kaiſerliche Antikenkabinet, an das ſich das Münz- und Medaillenkabinet reiht. Hier kann man Geſchichte ſtudiren; hier auf dieſen kleinen Metallplättchen haben ſich die Jahrhunderte unverſehrt abgeprägt! Was das für wunderbare Eindrücke, für Zeichen und Figuren ſind! Wie die Römer ſich ihr Geld anders als die Deutſchen, dieſe wieder anders als die Aegyptier ſchnitten! Ich ging raſch von einem Saal zum andern, von den Antiken zu den hetruriſchen Vaſen und zu den geſchnittenen Steinen, zu der Apotheoſe des Auguſtus, die ein Wunder der Glyptik iſt. Dieſer Sardonyx kam zu den Zeiten der Kreuzzüge aus dem Morgenlande nach Europa und wurde

den Nonnen zu Poiſſy geſchenkt. Da dieſe in ihrem frommen Wahne, der Stein ſtelle die Kreuzigung Chriſti vor, ihn wie ein Heiligthum bewahrten, ſo wurde er endlich an den kunſtliebenden Kaiſer Rudolf II. wohlerhalten in ſeiner jetzigen unverſehrten Form verkauft. Die Arbeit darauf iſt ſo fein, daß man ſie mit Wolken auf dunkelm Himmelsgrunde vergleichen könnte. Germanicus ſcheint die Siegeskunde über die Pannonier heimzubringen. Tiber ſteigt vom Triumphwagen. Er hat den Blick zum kaiſerlichen Vater gerichtet. Es iſt unentſchieden, ob die neben Auguſtus ſitzende Geſtalt eine Livia oder Roma und die hinter ihm eine Agrippina iſt, aber bewundernswürdig iſt die Benutzung des in verſchiedenen Schichten vertheilten Steines, der Ernſt der Geſtalten, der rein hiſtoriſche Charakter dieſes Kunſtwerks, die Zartheit und Correctheit der Zeichnung. Die Kunſt hat hier einen großen Wurf gethan, einen Wurf, der ſich nur mit dem Apoll von Belvedere oder der Venus von Medicis vergleichen ließe. Sehr anregend muß für den Kunſtkenner die Er-

ſcheinung eines Apoll ſein, der der Teneatiſche Apoll genannt wird, weil er unweit von Korinth im ehemaligen Städtchen Tenea, deſſen Bewohner den Apoll verehrten, vor einigen Jahren gefunden worden iſt. Der Styl dieſer Statue, die einfach zur Fauſt geſchloſſenen Hände, hart am Körper, die Füße weit ausſchreitend, erinnern einerſeits an die Strenge des religiöſen Cultus im ſechsten und achten Jahrhundert vor Chriſtus und anderſeits an die der entfeſſelten Schönheit bereits zuſtrebende griechiſche Kunſt. Das Haar iſt nach ägyptiſcher Weiſe geordnet, der Geſichtsausdruck iſt lächelnd. Bruſt, Rücken und Arme ſind mit kunſtfertiger Grazie, mit genauer Kenntniß der Knochen und Muskeln gemeißelt. Einige wollen dieſe Statue nicht für einen Apoll, ſondern für einen in die Iſis-Myſterien Eingeweihten gelten laſſen; Andere beharren mit Feſtigkeit auf der einmal aufgeſtellten Theſe. Intereſſant iſt das Alter der Statue und die an ihr zu beobachtenden Flugverſuche der griechiſchen Sculptur, die ſich ſpäter zur höchſten Höhe erhob. Schöner dünkte mir jeden-

falls ein kaum hundertjähriges Werk, ein Prometheus von Bronze, der, angeſchmiedet am Felſen, eine wunderbare Befähigung des Bildners, das Poetiſche menſchlich darzuſtellen, beweiſt. Der Künſtler, der ihn ſchuf, iſt Raphael Donner, derſelbe, welcher auf dem Mehlmarkt die kräftigen Geſtalten, die den Brunnen zieren, fertigte. Dieſer Bildhauer ward 1695 in Eßlingen geboren, leiſtete in den Bleicompoſitionen Erſtaunenswerthes, ſtarb arm, wenig anerkannt, gedrückt von den Mühen des Lebens, in einer Bude, wohin die Handwerker ihre Geräthſchaften ſtellten. Ich kann mir nichts Tragiſcheres als die Armuth in der Begleitung des Künſtlers, als den Tod in der Geſtalt der Vergeſſenheit denken. Dieſer Moment im menſchlichen Leben iſt der ernſteſte. Er will in den Armen der Liebe, der Sorge, der Duldung überwunden werden und wie oft kommt zu ſeiner Strenge die Härte des Schickſals, die Entbehrung, das bittere Gefühl, für das Vaterland gewirkt zu haben und vom Vaterland vergeſſen worden zu ſein! Was hilft es Donner, daß ſein Prometheus

jetzt im Antikenkabinet aufgeſtellt, jetzt Preiſe auf eine von ihm zu liefernde Biographie geſetzt worden ſind? Donner ſtarb wie der Pilger am Wege, wie der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe. Er war einer jener Tauſenden, die der ungerechten Gegenwart zum Opfer fallen; ein Menſch, der bei all' ſeinem Schaffen, all' ſeinem Genius doch elend war. Wie Prometheus an den Felſen war er angeſchmiedet an die Kette der Alltäglichkeit. Der Hunger nagte an ſeinem Eingeweide, der Durſt nach Unterſtützung in ſeinen Unternehmungen vertrocknete ihm den Gaumen. Schmerz, verbiſſener, verzweiflungsvoller Schmerz war das Facit dieſer Künſtlerexiſtenz. Indeß er in einer Bude ſtarb, elend, von Niemand gepflegt, von Niemand geliebt, tanzten die Wiener oder ein Harfeniſt jodelte ein Lied. Donner muß gefühlt haben, daß ſein Daſein ein dem Prometheus ähnliches war; denn es iſt unmöglich, mehr dichteriſche Wahrheit in ein Werk wie dieſes zu gießen. Da fiebert jede Muskel, jeder Nerv, jede Ader! Da ſind zahlloſe Leiden, hingeworfen über Nacht, die das pulſirende Herz

ſtocken machen! Gebt eure Ideen preis, ritzt euch die Bruſt auf, leiſtet Etwas, was groß iſt, ihr werdet einſam wie Prometheus, angeſchmiedet wie er ſein. Ach, wie das ſchmerzhaft iſt, wie das in Krankheit und in den Tod ſtürzt, wie es zweifeln an Gottes Gerechtigkeit machen würde, ſagte der Philoſoph in uns nicht beſtändig, daß das Individuum Nichts, die Idee Alles iſt! Armer Donner! Neben deiner Armuth wohnte ein Ideal in dir. Du haſt geſchaffen und biſt geſtorben. Mehr kann man nicht von dir ſagen. Es gibt kein Detail über deine faſt unbekannt hindämmernde Exiſtenz. Deinen ehrlichen Namen nur haſt du eingeſchrieben in den Brunnen auf dem Mehlmarkte, im Antikenkabinet, ins Basrelief des Rathhausbrunnens. Deine Werke überlebten dich. Ruhe ſanft im Schatten deines ſchwer erkauften Lorbeerbaumes!

Die kaiſerlichen Gemächer in der Burg.

Einmal in der Burg, in dieſem ſeltſamen Bau, der, wie eine Schnecke in ſich zuſammengewunden, keine einzige Façade, keinen wirklichen Ueberblick bietet, ließ ich mich in die kaiſerlichen Gemächer führen, welche dem Publicum zur Anſicht geöffnet ſind. Es ſind diejenigen, in denen der Kaiſer die Audienzen ertheilt und in denen die kleinen und großen Bälle gegeben werden. Sie ſind wunderbar einfach und nur die Moſaikbilder, die in einem der Empfangsſäle hängen, fallen mehr als Curioſität denn als Kunſtgebilde auf. Sonderbar iſt es, daß in dieſen Gemächern auch nicht ein einziges Bild von irgend einem ältern oder neuern Maler hängt. Ich weiß nicht, ob das in der Privat-

wohnung des Kaiſers anders iſt, höre aber, daß der Fürſt Liechtenſtein, der neuerdings zwei Millionen zur Ausſchmückung ſeines neuerbauten Palaſtes verwandte, daſſelbe Princip verfolgt hat. Es iſt dies ein betrübendes, für den Künſtler ſehr niederſchlagendes Princip, denn dieſer will gehoben, ermuntert werden, will für die erhabene und geheiligte Sphäre ſeiner Leiſtung den Strahl der Anerkennung erhalten. Die Kunſt darf nicht ſowol ein Werk der Selbſtbefriedigung, der freiwilligen Beſchränkung, als eine praktiſche, freie, heitere Ausübung der inwohnenden Kräfte ſein. Dieſe Ausübung zu fördern, ihr die Herbigkeit des Lebens zu mildern, iſt die Aufgabe des Publicums und Aufgabe der Regierung. Ich ſehe ſie vor mir, dieſe ſtrebenden Künſtler in Oeſtreich, wie ſie ſchwermüthig auf das Terrain blicken, auf dem ſie pflügen; wie ſie ihre Zeit und ihre Genoſſen anflehen möchten um Theilnahme, um Freiheit, um Anregung; wie ſie die Blüte ihrer Arbeit, verkümmert durch den kalten Hauch der Nichtachtung, allmälig muthlos entblättern laſſen! Angeſichts einer warmen, treiben-

den Sonne, wie würde ſich das Alles regen und rühren! Wie viele Elemente habe ich im Belvedere aus der neueſten Zeit geſehen, die nur gefördert zu werden verlangen, um begeiſterte Thaten zu werden! Man ſagte mir, daß das hiſtoriſche Bild im Oeſtreichiſchen unter einer ſpeciellen Cenſur ſtehe. Da iſt es freilich nicht zu verwundern, daß die Blüte nicht gedeiht, daß die dem Genius angelegten Feſſeln, dieſes an die Flügel gebundene Gewicht, die Behaglichkeit, die freie Bewegung, die Begeiſterung nicht zuläßt. Die Malerei hat ſich im Oeſtreichiſchen auf die Landſchaften, auf die Blumen-, Frucht- und — Dornenſtücke der Portraitirung geworfen. Weil die Cenſur ihre Macht nicht über Berge und Seen, über Himmel, Bäume und Blumen ausübt, herrſcht hier ein friſcheres Leben, arbeitend, ringend, im edlen Schweiße kämpfend, fortſchreitend, einigermaßen ergibig, wenn auch nicht ſo willkürlich, ſo müheloſ, ſo von keinem Geſetz, ſo von keiner Nothwendigkeit, als es von Rechtswegen ſein ſollte, bedingt.

Die Reiterſtatue Joſeph's II.

Ich geſtehe, daß ich mich, von mancherlei Gedanken über die Gegenwart bewegt, gern auf dem Joſephsplatz befand, daß ich gern dem Leben und Weben, dem Trachten, Wollen und Handeln dieſes Fürſten folgte, gern an deſſen Reiterſtatue hinauf in das edle Angeſicht geblickt habe. Die von Franz I. errichtete Statue iſt im römiſchen Coſtüme. Kaiſer Joſeph hält die linke Hand im Zügel des Pferdes; die rechte ſtreckt er grade aus. Joſeph II. war wirklich ein edler Fürſt; zu haſtig, zu überſtürzend vielleicht, der Zeit ſtürmend voraneilend, aber voll Eifer, voll Menſchenfreundlichkeit, immer darauf bedacht, vom Vorurtheil loszulöſen. Er hatte ſich in Conflict mit der Gegenwart geſetzt,

Digitized by Google

hatte widerſprochen, hatte geſtritten und errungen. Waren ſeine Beſtrebungen hie und da einſeitig, ſo lag bei allen nicht zu vermeidenden Irrthümern doch etwas erhaben Jugendliches, etwas großartig Friſches in ſeinen Thaten, im Cultus der Humanität, in den gereinigten Begriffen der Herrſcherwürde. Das Ideale pulſirte in dieſer Periode; die Auffaſſung des Lebens war eine ernſte. Joſeph wollte die Zeit von den Schlacken reinigen, wollte beſſere Formen, edlere Gedanken einführen. Maria Thereſia hatte ihm vorgearbeitet; er brauchte ſich nur an ihre Werke, an die Wahrheit, an die Macht ihrer Pläne zu halten; er brauchte nur den gefurchten Boden zu bepflanzen. Aber er ermüdete über all' die ihm entgegenſtrebenden Hinderniſſe; ihm brach das Herz, wenn er in den Strudel der Weltwirren, in die Unmöglichkeit des Durchdringens hineinblickte, wenn er ſich in einſamer, geſammelter Stunde ſagte, was er gewollt und was er nicht vollbracht hatte! Ach dies Wollen und nicht Können, dies ſich athemlos Laufen, dies ſich Abmühen, dies geſteigerte Selbſtgefühl, dieſer Tod in der

noch klopfenden Bruſt, dieſe Betrachtung, nur zu ſäen, nicht zu ernten, für die Geſchichte zu arbeiten und ſie nicht heiter ins Auge faſſen zu dürfen, dies Verrinnen des Stundenglaſes, hat ſo etwas Melancholiſches, daß ich begreife, wie in dieſem gährenden Chaos das Gemüth hinſchmachtete. Dazu kam, daß Joſeph aus ſeinem heiligen Glauben an ſeiner erſten Gemahlin Liebe von dieſer auf ihrem Sterbebette durch den harten Ausſpruch geriſſen wurde: „Sie wolle nicht mit einer Lüge aus der Welt ſcheiden, darum bekenne ſie, daß ſie ihn nie geliebt!“ Kurz, machte auch Krankheit Joſeph's Leben ein Ende, ſo muß man doch glauben, daß moraliſche Urſachen dieſe befördert, daß er nicht ohne innere Befriedigung das eigene Auslöſchen, die eigene Vernichtung an ſich beobachtet habe.

Das Monument Franz I.

Franz I., deſſen Monument in einem der Burghöfe aufgeſtellt worden iſt und ſo viel Widerſpruch gefunden hat, war eine weniger idealiſche als naive, vielleicht ſogar eine ironiſche Natur, wenigſtens iſt Das, was man von ihm weiß, kalt heiter, rückſichtslos witzig. Dem großen Künſtler Pompeo Marcheſi hätte ich mehr Enthuſiasmus für das bei ihm beſtellte Monument gewünſcht. Das iſt ein nacktes, aller Begeiſterung entbehrendes Kunſtwerk, ein Kunſtwerk, das die Richtigkeit einer beſtellten Arbeit zeigt. Hier fehlt der Ernſt, der Nachdruck, der ſo nothwendige Schwung. Dieſe vier ſitzenden, ſich den Rücken zuwendenden Tugenden haben ſo wenig Imponirendes, wie die Kaiſergeſtalt

ſelbſt, die in der römiſchen Toga gar nicht in ihrem Eigenthum zu ſtecken ſcheint. Hübſch iſt die auf das Teſtament Franzens ſich beziehende Inſchrift: „Meine Liebe vermache ich meinen Unterthanen“. Im Allgemeinen ſcheinen mir jedoch die Oeſtreicher etwas von ihrem Enthuſiasmus für den verſtorbenen Kaiſer zurückgekommen zu ſein. Wenigſtens reflectirt jetzt dieſer Enthuſiasmus und das iſt immer kein gutes Zeichen.

Digitized by Google

Die Minoritenkirche.

Man führte mich in die Minoritenkirche, um mir das daſelbſt aufgeſtellte Rafael'ſche Moſaikbild nach Leonardo da Vinci zu zeigen. Eine doppelte Reihe hochaufgeſchoſſener Pfeiler erinnert an die alte Herrlichkeit dieſer jetzt italieniſchen Kirche. Auch die drei Eingangsthüren ſind vom reinſten Styl. Im Uebrigen iſt Alles umgebaut und hat einen Charakter gänzlicher Neuheit; ſelbſt das dem Leonardo nachgeahmte Bild, das ſchön und correct iſt. Es verſetzte mich lebhaft nach Mailand. Wie einſt dort, ſo ſtand ich wieder vor dieſem erhabenen Frescogemälde, vor dieſer höchſten Blüte der Kunſt; das milde Licht um des Erlöſers Antlitz, die göttliche Ergebung eines ſich dem Tode Weihenden, die Be-

trübniß der Jünger, der lauernde, hämiſche Blick des Verräthers — wie hat das Leonardo wiederzugeben, wie ſich in die Mitte dieſer Situation zu verſetzen gewußt! Der ganze Charakter dieſes Meiſterwerks iſt die Ruhe in der Vorahnung eines großen, tragiſchen Schickſals, iſt die ſanft wogende Bläue eines reinen Himmels, die verſtandene, die überwundene Natur. Wer von den Strahlen dieſes Bildes erreicht wird, dem wird das Herz aufthauen vor Wehmuth und Freude, der wird den Triumph der Religion theilen, der wird anbetend vor dem Mittler auf die Knie ſinken, dem wird die Erlöſung von der Sünde klar werden. Das iſt das Große an Chriſtus, daß er unſern innern Menſchen immer geiſtig und gefühlvoll angeregt erhält, daß er uns wach aus dem Schlummer der Trägheit rüttelt und uns zur Prüfung, zur Selbſtanſchauung zwingt. Das iſt auch die Idee dieſes Leonardo'ſchen Werkes, das Myſterium des Glaubens und die hiſtoriſche Thatſache zu vermitteln.

Wenn man den ganzen Tag in Wiens Kunſtſchätzen gelebt, in den Kirchen geſtaunt und ge-

Digitized by Google

tadelt, auf der Bibliothek Manuſcripte, auf den Straßen Brunnen und Denkmäler geſehen hat, ſo thut ein Blick in das heitere Leben des Volksgartens ſehr wohl. Man ſoll ſich aber nicht unter dieſem Namen einen Beluſtigungsort für die niederen Claſſen vorſtellen. In dieſem Volksgarten ſind gar elegante wiener Damen, ſchelmiſche Geſichter unter zierlichen Hüten, gelbglacirte Handſchuhträger mit wohlgeſtriegelten Bärten zu treffen. Die beiden Strauß, Vater und Sohn, ſpielen abwechſelnd. Abwechſelnd wird auch das Orcheſter mit bunten Lampen illuminirt, wird Eintrittsgeld entrichtet oder ein Feuerwerk gezeigt, in das ſich der Wiener mit ſeinem Witz, mit der Dialektik ſeiner naiven Sprachausdrücke, mit ſeiner unverwüſtlichen Heiterkeit miſcht. Man muß geſtehen, der Wiener iſt heiter, ſelbſt wenn er ernſthaft ſein möchte; er hat eine gewiſſe gutmüthig romantiſche Anſchauung der Dinge, ein Sichgehenlaſſen in den Formen, das, wenn es auch nicht immer zu billigen iſt, doch liebenswürdig erſcheint. Ich bin kein Enthuſiaſt der öſtreichiſchen Nationa-

lität; ich bedauere, daß nicht mehr für die Erziehung durch Schulen und Unterricht gethan wird; ich finde den hier herrſchenden katholiſchen Glauben zu einträchtig mit dem Aberglauben, mit geiſtiger Abhängigkeit, mit Elementen, die dem Aufſchwung des Geiſtes und der Induſtrie hinderlich ſind — aber ich muß zugeben, daß der Kern dieſes Volkes, daß dieſe Menſchen in ihrer Einfachheit, in ihrem Wohlwollen anziehend ſind. Abends im Volksgarten bei einer vortrefflich gefertigten Portion Eis, bei Kaffee und Chocolade, angeregt durch die Tänze von Strauß oder Lanner, ſehen die Wiener glücklich befriedigt aus. Da merkt man, daß das Studiren, das Metaphyſiciren nicht eben ihre Sache, wohl aber der contemplative Genuß, das Sicheinwiegen in liebliche Gedankenloſigkeit ihr Element iſt. Man fühlt ſich angeſteckt, verwachſen mit dieſem Zuſtande, mit dieſer herzerquickenden Naivetät; man vergißt das ſcharfgeſchliffene Meſſer da draußen in der Welt, mit dem die Gehäſſigkeit, die nordiſch-phantaſieloſe Urtheilsfertigkeit uns unſere harmloſeſten Freuden mitten durchſchneidet; man

möchte ſich wie die Wiener die öffentlichen Luſtorte angenehm machen. Noch iſt es tageshell, der reine Himmel leuchtet zum fernen Horizont hin in orangenfarbener Glut. Hier im Garten grünt und blüht es. Hier hinein ſind nicht die Staubwolken der Glacis und Baſteien gedrungen; hier jubeln die Kinder um bunte Lampengerüſte und Fremde und Einheimiſche wandeln auf und ab oder ſitzen maleriſch gruppirt im Kreiſe. Die Frauen ſind durchweg hübſch. Ihre hohen Geſtalten, weniger als anderswo eingepreßt in die ſchreckliche Mode der Schnürleiber, ſind plaſtiſch. Die Geſichtsbildung iſt edel; die Bewegungen ſind leicht und graziös. Ihre Augen haben ſüdlichen Glanz und der blutwarme weiße Teint iſt ſo fein, daß man zwiſchen der Haut nicht ſelten das blaue Geäder entdeckt. Weniger als ihre Perſon haben mir ihre Moden gefallen. Es iſt hier in Wien ſchon viel von der grellen Farbenliebhaberei des Südens, von der Sucht des Scheins, von dem Flitterglanz der falſchen Größe zu finden. Nicht immer herrſcht ſelbſt in den höheren Ständen jener gereinigte, faſt

idealiſche Geſchmack, jenes in ſich vollendet Einfache, jene dichteriſche Harmonie, mit denen uns die franzöſiſchen Frauen überraſchen. Aber Alles in Allem hat das Ganze einen faſt patriarchaliſchen Anſtrich, fern von dem raffinirten gleißneriſchen Weſen unſers Nordens, fern von jener ſchläfrigen Regelmäßigkeit und Verſtändigkeit, die ſo niederdrückend wirken. Die wiener Geſellſchaftsgruppen bieten Mannichfaltigkeit, Schönheit und Charakter. Ob ernſthaftes Reflectiren? Ob tiefeingehende Bildung? Ich kann mich nicht erwehren, zu denken, daß die londoner, die petersburger, die pariſer und berliner Salons den wienern ähneln müſſen. Dort wie hier dieſelben ſich ins Allgemeine verflachenden Geſpräche, eine abſolut egoiſtiſche Perſönlichkeit, keine wahre, lebendige, nur eine formelle, faſt hohle Conſequenz; Verſammlungen, die nur ſind, weil ſie gebräuchlich, die kein eigentlich poſitives Recht haben, die ſich in ihrem Scheinleben bewegen, weil die Geſellſchaft einmal ſo und nicht anders beſteht, die Blaſen, Nebel, Irrlichter ſind, Kälte in der Leidenſchaft, Langeweile im Genuß, ein Zerſtören

im Schaffen, einen Haufen voll Mittelmäßigkeit, ein Untergraben echter Begeiſterung, ein Abtödten energiſcher Wahrheit. Doch zurück zum Volksgarten.

Digitized by Google

Der Volksgarten.

Gleich beim Eintreten ſteht rechts ein Tempel mit doriſcher Säulenordnung, der Canova's Meiſterwerk, den Sieg Theſeus' über den Centaur, umſchließt. Schon im Jahre 1805 begonnen, ward die wundervolle Gruppe erſt im Jahre 1819 vollendet. Sie mag genug Zeit, genug Arbeit und Anſtrengung gekoſtet haben, dieſe naturwahre, kräftig üppige Kämpfergeſtalt, die, vom edelſten Zorn beſeelt, den verwilderten Centaur, dieſen halbthieriſchen Menſchen, vor ſich nieder auf den Boden drückt. Theſeus iſt der ſchönheitvolle Held mit dem göttergleichen Nacken, den Titanenſchultern, mit dem ſchwungvollen Ausdruck leidenſchaftlicher Bewegtheit, die höchſte Blüte des Heidenthums, ein

Werk, das den Sieg des Erhabenen über das Gemeine darſtellt. Dieſe Symbolik drückt ſich auch in dem niedergeworfenen Körper des Centaurs, in dem vergeblichen Sichaufraffenwollen gegen dieſe Götterkraft, in dieſem Erſticktwerden durch die höchſte geiſtige Entrüſtung aus. Theſeus iſt gleichſam eine Verſchmelzung antiker Kunſt mit der weichen modernen Behandlung des Marmors. Canova verſtand dieſe Aufgabe vortrefflich zu löſen. Nie hat wol der Stein eine ſo lebenathmende Pracht als unter ſeinem Meißel empfangen. Schade iſt es, daß die Aufſtellung der Gruppe der Art iſt, daß man ſie nicht von allen Seiten ſehen, nicht rund um ſie herumzugehen vermag. Sie iſt etwas engherzig in das äußerſte Ende des Tempels gedrängt und mit einer eiſernen Balüſtrade verſehen. Was dieſer Canova für ein Künſtler war! Wenn man all' die ſchwellenden Adern und Muskeln, all' das Nervengewinde des jugendlichen Theſeus betrachtet, ſo begreift man, daß er keine Bedeckung dulden, ſondern völlig nackt die Keule ſchwingen, feſt im tiefſten Selbſtvertrauen, ſiegesgewiß daſtehen

mußte. Da iſt wirklich ein Centrum der Kraft, eine vollkommene, ſich hoch aufſchwingende Idee! Da iſt auch Drang nach kernhaftem Stoffe, nach Friſche, ohne einſeitiges capricirtes Hinneigen zur Antike, eine geſchloſſene, faſt herbe Schönheit. An dem Werk fühlt man, daß die Bildhauerkunſt eine freie, von den verſchrobenen Formen des Geſchmacks völlig unabhängige Welt iſt. Sie könnte das Volk zurückführen zur wirklichen Schönheit. Thut ſie es? Gibt ſie nicht im Allgemeinen den Anblick von Wechſelbälgen? Und ihre Schweſter, die Malerei, wirft ſie ſich nicht in jetziger Zeit in eine nebelnde, ſüßduftende Frömmelei, in katholiſche Formen, in liebäugelnde Religionsanſchauungen, die nichts Würdiges, nichts Großes bringen?

Der Prater.

Ich habe vom Volksgarten geſprochen und will auch ein Wort vom „Sperl", von der „Walhalla" und dem „Wurſtelprater" ſagen. Der „Sperl" iſt ein kleiner, wenig anſprechender Garten, in dem Abends getanzt, muſicirt, geraucht und Bier getrunken wird; ein Local, in das der Fremde eindringen, das dem Höherſtehenden aber der Schicklichkeit wegen verſchloſſen bleiben muß. Ich habe den „Sperl" nicht aus Prüderie, ſondern zufällig menſchenleer geſehen, ich kann alſo nicht von ſeinem Eindruck reden. Man erzählte mir, daß es da luſtig hergehen, daß der Grundſatz des Aparten da herrſchen ſoll. Man hält es nicht für nöthig, ſich zu ſalben und mit wohlriechendem Waſſer zu

beſprengen; man wirft die geſellſchaftlichen Zwangs-jacken, den ſittlichen Ernſt von ſich und legt einmal das Bekenntniß ſeiner Nonchalance frisch und frei ab. Der „Sperl" iſt ein Garten ohne romantiſche Illuſion, ein Ort, wo nur gelacht, geſcherzt, wol auch getobt wird. Der ganze Plunder von herkömmlicher Sitte, von bürgerlicher Eitelkeit, von ariſtokratiſcher Gefallſucht geht hier auf im lodernden Strohfeuer des Frohſinns. Die „Walhalla" und andere ſind ähnliche Orte, wo Einer den Andern überſchreit, wo die geniale Blaſirtheit, die ironiſche Leerheit ſich gütlich thun und das Vergnügen ſich mit der Genußſucht zuſammenbindet, wo die Luſtigkeit ſtatt des Scherzes walten kann. Anders iſt das im „Wurſtelprater". In dieſem blüht die ganze Phantasmagorie der Volksvergnüglichkeiten, da ſind die Carouſſels, die Affenkomödien, die Polichinelkaſten, da ſind auch die Rieſenknödeln, die Bratwürſte, das Juchhe und die hoch in die Luft ſich ſchwenkenden Mützen.

Der „Wurſtelprater", der mit dem faſhionablen Prater zuſammenhängt, hat eine unmittelbar hei-

tere Geſtalt, eine lachende, wohlthuende Phyſiognomie, hat einen derben Fluch auf den Lippen, und in der Hand das ſchäumende, überfließende Bier. Hier bewegen ſich die wiener Blouſenmänner, die Proletarier, die Unumwundenheit, der phraſenlos-natürliche Volkston; hier wogt eine Maſſe, die ſinnliches Behagen für Schadloshaltung der ſchweißbedeckten Arbeitsanſtrengung hält. Dieſe ganze bunte Menſchenflut glänzt und blitzt in einer ſo herzlichen Fröhlichkeit, ſie hat ſo ſehr die epikuräiſche Anſchauung inne, ſie wandelt mit ſo ſchlanken, behenden Füßen über die Wieſenteppiche oder macht wol auch einmal ein neckiſches Salto mortale, daß mir vor ihr recht wohl geworden iſt.

Gegen dieſen „Wurſtelprater" genommen iſt der ariſtokratiſche Prater ſehr langweilig und öde, ein wahrer Anſtandscodex voll gradgezogener Alleen, leer in dieſer Jahreszeit, wo die Reiter und Karoſſen, der Luxus, dieſes die Seele aufzehrende Getreibe, einen andern Weg genommen haben. Ungeheure Bäume, umwuchert von Moos, Waldpartien, Wieſengrund, ein plätſcherndes Quell-

chen, weidendes Vieh, gezähmtes Wild, man kann das Alles in dieſem Prater ſehr ſchön finden. Nur iſt er menſchenleer; ein Ort, der ſeine Anbeter verloren hat. Der Abend war wieder unſagbar herrlich. Das purpurrothe Feuer der Sonne umſpielte die grünemaillirten Blätter der Bäume; die Lichtwirkungen zeigten ſich ſeltſam, wunderbar durchſichtig, voll Nebeldünſte, aus denen hie und da das Waſſer ſchimmernd hindurchblitzte oder ein Kirchthurm grau und mächtig emporſchoß.

Es iſt Manches für Wien in neueſter Zeit geſchehen. Ganze Straßen ſind entſtanden, Märkte und Paläſte umgeformt, die Thore neugeſchaffen worden. Sonderbar iſt es, wie ſehr das Leben in den Vorſtädten mit dem in der Stadt contraſtirt. Man ſollte denken, daß dieſe Vorſtädte unabhängig, gleich Provinzen, ein regeres Daſein als Wien entfalteten, als wenn es ſich in dieſen breiten Straßen freier als in der Reſidenz athmen ließe. Wenigſtens haben ſie Blicke in die Ferne, auf den Kahlenberg, auf die Donau; haben breite, helle Straßen, ein der Induſtrie und dem

Handel geweihtes Leben, haben auch weitläu-
ſige Gärten und Villen, worunter die des Für-
ſten Metternich in der Landſtraße am Rennweg
obenan ſteht.

Digitized by Google

Die Villa Metternich.

Dieſe iſt ganz in der Art der italieniſchen gebaut. Ueber dem Eingang lieſt man die Inſchrift: «Villa Metternich.» Reiche Gruppen von Bäumen und Blumen, beſonders eine Maſſe weißer Roſen, die aus einer Vaſe quillen und ſich in Guirlanden ſchlingen, ſchmücken den grünen Raſenplatz vor dem lauſchig gelegenen Landhauſe. Rechts iſt der Salon der Fürſtin, in dem ſich zwiſchen Blumen, Bildern, Säulen, Möbeln, Portièren, kurz Allem, was der Geſchmack des Tages fodert, ihr Leben am Morgen abſpinnt. Die Empfangszimmer ſind links. Wenn man bei dem ſeitwärts gelegenen Portale ausſteigt, ſo tritt der Fuß auf die Moſaikinſchrift: «Salve», und von da in ein herrlich mit Malachitvaſen aus-

Digitized by Google

ſtaffirtes Vorzimmer. Links iſt ein weißer Saal mit einem einzigen Fenſter auf der einen und Glasthüren auf der andern Seite, mit Schlinggewächſen und Blicken in das Grüne, und rechts geht man durch ein Gemach in eine von Marmorſtatuen prangende Halle, wo das Licht von oben hereinfällt. Dieſe Halle enthält Kunſtwerke von Canova, von Thorwaldſen, von Rauch, Tenerani und Andern. Sie ſind ſinnig aufgeſtellt und zeugen von der kenntnißvollen Einſicht des fürſtlichen Eigenthümers. Was mir überaus wohlgefiel, war die Vermeidung der Malerei, die ſich in anderen Sammlungen ſo leicht mit der Sculptur vermiſcht, war Ruhe und Einfachheit der Aufſtellung, die angenehm einwirkt. Da ſteht unter vielen herrlichen Statuen die Canova'ſche Venus, dieſes lebensvolle, liebebeſeelte Weib, das ſich myſtiſch in das ſie leicht umwallende Tuch hüllt, die üppigen Formen nur errathen, nicht ſehen laſſend. Sie ſcheint dem Bade entſtiegen und horcht ſcheu auf, ob Tritte ſich nahen. Neben ihr ruhen Amor und Pſyche von Tenerani in ſtürmiſcher Umarmung. Die holdſelige

Pſyche hat das träumeriſche Haupt mit halbgeſchloſſenen Augen rückwärts, den Kuß des Geliebten zu empfangen, geſenkt. Der Leib iſt hingeſunken. Amor beugt ſich mit ausgebreiteten Flügeln über ſie; er hat die ganze flatternde Luſt des Götterſohnes, die langgeſtreckten Glieder, die Glorie der Schönheit, eine kühne Erſcheinung voll reinſter Naturwahrheit und ſo weich und mild, daß die Kunſt der Darſtellung hier einen großen Triumph feiert.

Der Eßſaal ſtößt an dieſe Halle und dieſe bildet wieder den Mittelpunkt reichverzierter Gemächer in viereckter und länglicher Geſtalt. Der Fürſt hat ſich ein Landleben inmitten der Stadt und dem Gewirre der Geſchäfte, ein Haus geſchaffen, in dem er mit der Fürſtin in herzerquickender Stille lebt. Selbſt die Kinder und die Dienerſchaft bewohnen nicht dieſes, ſondern ein angrenzendes Gebäude. Alles athmet ländliche Einſamkeit; der Ton, die Farbe, der Duft iſt einfach, aber in dieſer Einfachheit glänzt die Behaglichkeit, dieſer echte, rechte Luxus, in dem die Gedanken und Pläne zarte Fäden ſpinnen können.

Ich aß gerade beim Fürſten Staatskanzler, als die gräßliche Mordtragödie des Praslin'ſchen Ehepaars verhandelt und von den Anweſenden vielfach beſprochen wurde. Abwechſelnd mit dem Fürſten las die Fürſtin, deren Antlitz nach den reizenden Kunſtwerken der eben beſchriebenen Halle gebildet zu ſein ſcheint, die darüber aus Paris friſch eingelaufenen Nachrichten laut vor. Es wurde viel discutirt, viel anatomiſirt. Immer bleibt dieſe That eines jener Myſterien, die tief in dem unenträthſelten Innern des Menſchen ruhen. Man nannte den Herzog von Praslin mit Recht ein Ungeheuer. Man bedauerte, daß er ſich jetzt der blutigen Strafe entzogen und ein Leben geendet habe, das dem rächenden Geſetze verfallen ſein ſollte. Man ſprang über von dieſer einzelnen Erſcheinung auf die ſo natürliche Bewegung im Volk, die täglich ſeines Gleichen auf den Richtplatz gutwillig führen läßt und hier um die Genugthuung, ohne Unterſchied des Standes einen Pair und Herzog unter der Guillotine fallen zu ſehen, betrogen ward. Wie bedauerlich dies nun auch iſt, ſo muß ich geſtehen, wenn ich meine

Meinung ohne Furcht vor Misverſtändniß ſagen darf, daß der Herzog von Praslin gewiß mehr phyſiſch und moraliſch durch ſeine Vergiftung und die tief in ſich verſteckten, nicht ausgeſprochenen Erinnerungen als durch einen ihm gemachten Proceß und richterlichen Ausſpruch gelitten hat. Man tadelt ſo oft die Erfindungen der Dichter als übertrieben; man nennt dieſe Schilderung unwahr, jene ſentimental; man hält Dieſes und Jenes für emphatiſch, man zieht mit Kritiken und Satyren zu Felde, bis plötzlich der große Poet, der Weltſchöpfer, uns ein furchtbares Ereigniß, eine gleichſam von ihm gedichtete Allegorie zur Entzifferung hinwirft. Wir ſtehen ſtaunend davor. Wir legen ihr mehr als einen Sinn, mehr als eine Bedeutung unter. Wir taſten an dem Wendekreiſe, der eine ſolche Kataſtrophe herbeiführen konnte. Wir entſetzen uns vor dem Abgrund zu unſeren Füßen, vor den Dämonen des menſchlichen Herzens und vor der Nemeſis, die zerſtörend darüber hinwegſtürmt. So zu lieben und ſo zu ſterben, ſo verbunden und ſo getrennt zu ſein — es iſt eine ſo erſchüt-

ternde Begebenheit, eine ſo ſchreiende Thatſache, daß es wol erlaubt iſt, darüber ein Wort aus der innerſten Erfahrung, ein warnendes Wort zu ſagen.

Die Actenſtücke dieſes unſeligen Ereigniſſes liegen vor uns. Wer ſich die Mühe gibt, hier zwiſchen den Zeilen zu leſen, kann Vieles entdecken. Er ſieht in eine wild dahineilende Weiblichkeit, in eine nie raſtende Unruhe, in ein Gemüth, das die Fehler ſeiner Eigenſchaften hat. „Die Herzogin ſchildert ſich ſelbſt in ihren Briefen an den Herzog, in ihren «Impressions», wie ſie den tagebuchartigen Bericht ihres Lebens nennt. Sie ſpricht von ihrer Trägheit; ſie klagt ſich an, für den Mann mehr als für die Kinder zu fühlen; ſie entſagt ihrer mütterlichen Autorität, weil ſie zugibt, daß ſie nicht für die Erziehung, nicht für dieſes ernſteſte aller Geſchäfte gemacht ſei. Sie glaubt, daß dieſer Act dem Herzog ein friſcher Beweis ihrer Liebe ſein muß; ſie ſtützt ſich ſogar auf ihre Unterwerfung als auf ein neues Recht. Sie, die dieſes nothwendige Opfer ihrem Charakter bringt,

ſie will den Lohn dafür in der erhöhten, liebevollen Anerkennung des Gatten, in einer Entflammung von Gefühlen, die die Zeit, die die Umſtände unmöglich machen. Sie lebt ſo hin, ſchwankend, leidend, ſchreiend, duldend; immer auf ein Morgen hoffend, das das Heute wieder gut mache, immer neue Anläufe wagend, immer zurück auf die martervolle Wahrheit, auf die Ueberzeugung geführt, daß ſie, die die Liebe ihres Gatten für unwandelbar gehalten, dieſe abſterben und verdorren ſieht. Das Verbrechen ſchleicht heran. Es erreicht ſie, als ſie eben angefangen hat, ſich zu beruhigen, als ſie wenige Wochen vor ihrem Tode in ihr Tagebuch ſchreibt: «Je ne puis me rendre compte de ce qui m'avait inspiré cet amour si passionné. Ce n'est plus le même homme; comme il s'est éteint l'esprit, rétréci le coeur! Rien ne l'anime, rien ne l'intéresse. Tout est galvanisé.» Dieſe von ihr geſchilderte Ruhe, dieſe ſchmerzliche Enttäuſchung über ein Weſen, dem ſie die edelſten Motive für die unedelſten Thaten zuſchrieb, iſt der Vorläufer des entſetzenvollen Ereigniſſes. Sie iſt

Digitized by Google

in Paris am Abend der verhängnißreichen Nacht angelangt. Die Deluzy hat das Haus verlaſſen. Mit dieſer ihrer Entfernung hat die Herzogin den Sieg für ihr trotzendes Recht — trotzig erlangt. Es ſind Drohungen auf Scheidung vorhergegangen. Sie iſt allein in demſelben Zimmer, in dem der Herzog mit ihr funfzehn Jahre gewohnt hatte, auf der Stelle, wo zehn Kinder geboren wurden. Die Lampe brennt düſter. Wie iſt Alles anders wie vor ſechs Jahren, wie fühlt ſie ſich einſam! Da tritt der Herzog unvermuthet ein. Sie hebt den Kopf empor; ſie traut ihren Augen kaum. Er hier, er in dieſem von ihm gemiedenen Zimmer, er ſie ſuchend?.... Sie hat in dieſem Augenblick Alles vergeſſen, die langen Beleidigungen, die weinenden Schmerzen, die blutigen, nimmer raſtenden Kämpfe. Sie jubelt ihm entgegen und er kommt — ſie um eine Ehrenerklärung für die Deluzy zu bitten. Immer dieſer Name, dieſe Perſon, die ſich zwiſchen die Herzogin und den Gatten ſtellt, immer das Phantom einer Rivalin! Die Herzogin entwindet ſich ſeiner vielleicht zärtlichen An-

ſprache. Das, was ihr eben noch Wonne war, wird ihr zum Entſetzen. Sie ſagt Nein! und wieder Nein! und immer wieder Nein! Sie will nicht lügen, nicht ſchreiben, ſie will keine Ehrenerklärung geben. Der Kampf entſpinnt ſich. Erſt leiſe, dann aufſchwellend, dann drohend. Die Herzogin widerſteht. Da zieht der Herzog ein Meſſer... Die Herzogin proteſtirt noch einmal und der in ſeinem Hochmuthe bis zur Wuth gereizte Mann hält ſich nicht mehr, er ſtößt zu. Das Opfer ſchreit. Noch ein Stoß und, wie das Blut ſtrömt, wie das Geſchrei ſich verdoppelt, noch eine Wunde, hier, dort, im Nacken, im Geſicht, auf den Kopf, überall, wo das Leben pulſirt, bis es aus dreißig Wunden blutet und verſiegt. Die Domeſtiken erſcheinen. Der Mörder beſinnt ſich auf den ungeheuern Augenblick. „Lebt ſie? Spricht ſie?“ fragt er. Aber die Herzogin hat ausgelitten und nun ruft er ermuthigt: „Wer that das?“ Die Domeſtiken ſchweigen. Jeder von ihnen weiß, daß der Herzog der Mörder iſt. Die Behörde ſchreitet ein und als dieſe die Localität beſichtigt, den

Herzog ins Auge gefaßt hat, ruft ſie mit entſetzlicher Wahrheit: „Sie ſind der Mörder Ihrer Frau!“ Der Verbrecher antwortet nicht; er bedeckt ſein Geſicht mit den Händen und nimmt Gift.

Was iſt nun das Motiv dieſer That geweſen, einer That, die um ſo ſchauerlicher iſt, als der Herzog uns als ein gebildeter Mann dargeſtellt wird, als Ehrencavalier der Herzogin von Orleans, als der zärtliche Vater ſeiner Kinder, deren Erziehung er mit begeiſtertem Ernſt betreibt? Kann man eine abſolute Schlechtigkeit bei ihm annehmen? Muß man ſich dieſes Gemüth durch und durch entartet, dieſen Verſtand durch und durch verwirrt denken? Oder darf man glauben, daß hier irgend ein Umſtand, irgend ein Grund obwaltete, der den Herzog zum Wahnſinn brachte? Ich will nicht zögern, ſo viel Widerſpruch es hervorbringen mag, meine Anſicht darzulegen; ich will mich nicht ſcheuen, die Ueberzeugung auszuſprechen, die Ermordung der Herzogin ward durch das Uebermaß ihrer Liebe herbeigeführt. Es iſt traurig, wie

das Zuviel, welches uns in der Liebe immer noch als zu wenig vorſchwebt, und die Frauen zu heroiſchen Thaten, zu der größten Selbſtverläugnung, zu der Verklärung ihres Weſens treibt, Schaudervolles gebären und nicht allein zur craſſeſten Undankbarkeit, ſondern zum wahnſinnigen Mord führen kann. Und doch muß ich ſagen: das Uebermaß iſt die Klippe der Frauen, iſt ihr Martyrthum, ihre Strafe, ihre Hölle. Wehe der Gattin, welche Briefe wie die vorliegenden ſchreiben, ſich ſo ganz verrathen, ſo ganz hingeben kann. Das männliche Herz iſt ſchwer zu ergründen, aber ſein hervorſtechender Zug iſt Drang nach Freiheit, alſo Egoismus, alſo Vereinzelung. Für den Mann iſt die Liebe der Moment der Ruhe, des Genuſſes; nur der Moment. Schlingt euch noch ſo leiſe und leicht wie Epheu um den männlichen Stamm — ſeid luftig und duftig wie eine Orchidea, rankt euch noch ſo unſichtbar um ſeine Hoffnungen, um ſeine Pulsſchläge.... ihr werdet auf die Länge eine Laſt, ein Hinderniß, der Gegenſtand des Haſſes und der Zerſtörung ſein. Woher dieſe Grauſamkeit? Daher,

Digitized by Google

daß bei dem Manne der Wunſch nach Freiheit mit dem nach Liebe kämpft, daß er allein ſein will, allein in der Einſamkeit, wo die Gedanken ſich bilden, wo die Thaten wachſen, weil er ein ſich Hineinmiſchen in ſeine Perſönlichkeit nicht duldet, weil er nicht für die Ehe, ſondern für die Welt, nicht für die Liebe, ſondern für den Egoismus geſchaffen wurde. Darnach ſollten wir Frauen das Bedürfen in der Liebe beurtheilen; darnach uns richten, wenn unſere Sehnſucht uns weit über die männliche Grenze hinauszieht. Wenn eine Frau liebt, ſo gleicht ſie einem Baume, der ewig Früchte gibt. Immer reicht und ſättigt ſie. Aber das Begehren im Manne iſt augenblicklich, iſt nicht im Verhältniß zum Liebebedürfen der Frau.

Der Herzog von Praslin war kaum zwanzig Jahre, als er heirathete. Damals als er ſich mit Fanny Sebaſtiani verband, gehörten ihr jene ſüßen Traumphantaſien, jene Fülle von Liebe und Hingebung, welche die Jugend beſitzt. Damals liebte er ſie, lebte und webte er nur für ſie. Vielleicht, wäre ſie ſpäter verſtändig geweſen, er hätte

fortgefahren, ihr der zärtlichſte, der beſte Freund zu ſein. Allein die Herzogin war einerſeits eine leidenſchaftliche und anderſeits eine träge Natur. An ſie traten der Ernſt des Lebens, die Pflichten der Hausfrau und der Mutter, lange nicht mahnend genug heran. Sie wollte immer die Geliebte, immer die tändelnd Geſuchte, immer die einzig Bewunderte ſein. Und die Kinder wuchſen heran und jedes Jahr brachte ein neues Wochenbett, neue körperliche Ermüdungen. Indeß war der Herzog Mann geworden! Das, was die Jugend angeſetzt hatte, wollte ſich ausbreiten. Es trieb ihn aus dem Boudoir der Herzogin, der er funfzehn Jahre gleichſam gedient und geopfert hatte, hinaus in die Welt. Philoſophen behaupten, daß der Menſch alle ſieben Jahre eine neue Seele bekomme. Der Herzog, iſt dies der Fall, hatte zweimal dieſe Kriſis zu Gunſten ſeiner Frau überſtanden. Aber die dritte traf ihn wie einen ſich in Banden Fühlenden, wie einen unter der Laſt der Ehe Keuchenden, der nun dieſes aufreibende Verhältniß, dieſes beſtändige Beieinanderſein, dieſes ihn Behorchen,

Digitized by Google

wenn auch in Geſtalt der Liebe, nicht mehr ertragen konnte. Seine innerſten Freiheitsnerven empörten ſich. Die Luft war dumpf geworden. Zuerſt emancipirte er ſich von jenem Zimmer, in dem er funfzehn Jahre ſeines Lebens unabläſſig geathmet hatte, dann emancipirte er ſich vom Hauſe. Die Herzogin klagte. Sie fühlte ſich beleidigt, beeinträchtigt. Sie ſchrieb und ſprach viel von ihren Rechten; ſie drang auf die Rückkehr in ihr Zimmer, auf die äußerlichen Beweiſe von ehelicher Liebe, ſie ſprach von ihrer Entbehrung und ihrer Sehnſucht. Ja es geſchah ihr, in des Herzogs Kabinet zu dringen, wenn er allein ſein wollte, und die Folge davon war, daß er ihr den Zutritt zu ſich verſagte, daß er, als ſie unabläſſig bat, unabläſſig klagte, unabläſſig drohte, ihr bei Gelegenheit des Todes ſeines Vaters, wo er das Schloß Praslin erbte, ſagte: „Da wenigſtens wirſt Du nie zu Hauſe ſein!" Welch eine Fülle von Bitterkeit, von angehendem, immer wachſendem Haſſe, welche Demüthigung und Entwürdigung! Was that nun nach allen dieſen herzzerreißenden Ereigniſſen die

Herzogin? Hüllte ſie ſich in die eigentliche Tugend des Weibes, in die Würde der Mutter und Hausfrau? Erfüllte ſie ihre Pflichten? War ſie ernſt thätig? Zwang ſie den Herzog zur Achtung? Duldete und ſchwieg ſie? Warf ſie ſich auf die Erziehung der Kinder, auf ernſte, nachhaltige Beſchäftigung? Sagte ſie ſich: Funfzehn Jahre hat er dich treu geliebt; jetzt, wo du verblüht biſt, jetzt ſtrebe, daß er in dir ſeinen Namen, ſeine Kinder, ſich ſelbſt ehrt. Sei ihm nicht mehr die Geliebte, ſondern die verſtändige, die zuverläſſige, die nachſichtige Freundin. Sei ihm ein Waffengefährte, ein großherziges Weib, vor dem er ſich beugt — ſagte ſie ſich das? Die Arme rang die Hände, ſie war in Verzweiflung, ſie ſchrieb Briefe über Briefe, behorchte und bewachte ihn, fragte: „Wohin gingſt du geſtern Abend?“ Sie ſchmähte und beleidigte die Deluzy und dieſe, die ſie ohne Takt, ohne Zartgefühl, eine Intrigantin ſchalt, der ſie Scenen machte, dieſe war es doch, die den Herzog mit geiſtiger Superiorität von den vielleicht lockenden Orgien ſeiner Freunde zurück zu

den Kindern, in das Studirzimmer führte, die ihn häuslich und väterlich machte!

Ich will hier nicht die Partie dieſer Gouvernante nehmen. Ich will nicht ſagen, daß ſie nicht ein ſchweres Unrecht in dieſem Hauſe beging; ich will nur andeuten, daß die Herzogin immer mehr ihren eignen Frieden untergrub, den Mann immer mehr reizte, jeden Tag einen Aſt vom Stamme ihrer Stellung in das Feuer der Leidenſchaftlichkeit und der Rückſichtsloſigkeit warf; jede Stunde und Minute den Abgrund tiefer grub, jede Secunde ſich ein Stück mehr von ſeiner Achtung und ihrer Würde rauben ließ. Ich will glauben, daß eine Geliebte, die den Mann ihres Herzens ſo hartnäckig verfolgt, ſo feſt umſtrickt, daß die endlich doch den Sieg über ſeinen Egoismus erringt, endlich doch von ihm anerkannt wird, aber — ich ſage es noch einmal, wehe der Gattin, die dieſen Weg einſchlägt, wehe der Mutter, die ihre Kinder für den Mann vernachläſſigen und dieſen mit ſinnlicher Liebe zu quälen vermag! Er wird, hingeriſſen vom Augenblick, vom Taumel der ihn um-

fangenden Arme berauſcht, vielleicht momentan nachgeben, vielleicht die verfeinerte, aber immer ſündhafte Lüge begehen, bei den Umarmungen der ihn bethörenden Gattin an andere Umarmungen zu denken, wie das uns Goethe in den Wahlverwandtſchaften ſo treffend und ſo ſchmerzlich ſchildert — aber erwacht und zu ſich gekommen, wird er die Gattin erſt verachten, dann ſie haſſen; auf ſie die Verantwortlichkeit ſeines innern Zwieſpalts werfen ihr nicht mehr vergeben, daß ſie ihn zur Sünde verleitet hat. Denn Sünde in meinen Augen iſt ſynonym mit Lüge, iſt die Schwäche, um des „lieben Friedens willen“ ſich ſelbſt zu verläugnen. Das iſt auch das zerſetzende, zerreibende Princip der Ehe, daß ſie, ſind beide Theile nicht wahrhaftig, zur Verſtellung oder zum Kriege verdammt, daß ſie die Selbſtachtung untergräbt, daß ſie, einmal aus den idealen Formen der Offenheit herausgeriſſen, herunter-, nie hinaufzieht. Wie manche hohe Perſönlichkeit ging auf dieſem Wege unter! Wie klein ſehen wir Männer, die ohne die Ehe groß geweſen wären!

Ich geſtehe, daß mir die Briefe und Bekenntniſſe der Herzogin unheimlich ſind. Ueberall ſehe ich Phraſenſucht, überall begegne ich einem nichtsnutzigen Bedürfniß zur Schwärmerei; nach zwanzigjähriger Ehe ein ſich bei den Haaren Herbeiſchleppen, ein Jammern nach leidenſchaftlicher Liebe, das die Natur des Mannes, je lauter es iſt, deſto heftiger von ſich ſtößt. Ich verſetze mich in die Lage des Herzogs; ich ſchreibe im Geiſte zu meiner Belehrung Antworten auf die Briefe der Herzogin, ich ſtelle ihr ihren Wahnſinn vor, ich ſchildere ihr die entſetzensvolle Lage eines Ehemannes, der nicht mehr lieben kann und der doch lieben ſoll, die ſpannende Stellung vor der Welt, dieſe Berührungen der Kinder, dieſe Stimmungen und Verſtimmungen, dieſes Auflöſen der Nerven, dieſes Aechzen nach Luft..... ich ſtelle ihr das Alles vor, bis ich zu der Mordthat komme.... dann freilich ſtumpft ſich jede Sympathie für den Herzog ab und ich werde in ein Chaos von Schauder, von Widerwillen, von Entſetzen über die menſchliche und männliche Natur geworfen. Vielleicht be-

mächtigt ſich einmal ein geſchickter Seelenanatom dieſes wichtigen Stoffes und läßt uns aus dieſen Vorgängen eine furchtbar ernſte Lehre ziehen. Jedenfalls iſt es damit nicht abgethan, wenn der procureur général du Roi den verſammelten Pairs ſagt: «La duchesse de Praslin a été assassinée par son mari, à qui elle avait donné dix enfants, à qui elle avait apporté avec tous les dons de la nature, ceux de l'esprit le plus cultivé, de l'âme la plus élevée, du coeur le plus aimant.» Und weiter unten fortfährt: «Il m'a semblé que la meilleure manière de vous faire entrer dans le fond des pensées, serait de mettre sous vos yeux une partie des lettres écrites par Mme. de Praslin à celui même qui était si indigne de les recevoir, reste si précieux des émanations d'une des plus belles âmes que Dieu ait créées pour l'honneur de tous les temps et de tous les âges.» Welche Phraſen! Vielmehr ſtellt ſich das dringende Bedürfniß heraus, eine andere Löſung für ſo herzzerreißende Zerwürfniſſe in der Ehe als die blutige zu finden, ſtellt ſich die Noth-

wendigkeit *einer ernſten*, ſittlichen Grundlage im männlichen *wie im* weiblichen Leben dar. Das, was die franzöſiſche Preſſe von der Verderbtheit, von der Leichtfertigkeit und Unmoralität der höheren Stände ſagt, iſt nur zu wahr. Wahr, daß eine Literatur wie die der «Mystères de Paris» die Phantaſie der Zeit vergiftet hat. Aufſtehen ſolltet ihr alleſammt, ihr Förderer der Wahrheit, ihr Philanthropen und Philoſophen, ihr Staatsmänner und Schriftſteller, die ihr für die Freiheit, für das Wohl der Menſchheit kämpft, ſolltet die Schulen überwachen, den Jünglingen edle Beiſpiele, den Mädchen ernſteres Wiſſen geben, ſolltet die mangelhaften Geſetze in befriedigende umſchmelzen, ſolltet nicht die Lüge der Ehe einzwängen in die Unmöglichkeit der Trennung. Unſere Gebräuche ſind Proteſtationen gegen die Natur. Hat die Natur kein Recht? Eben, weil ſie zurückgewieſen wird, eben deshalb tritt ſie zuweilen ſo furchtbar gebieteriſch auf. Sie muß grade, weil ſie ihr nur das handbreite Terrain der kleinſten Erdſcholle anweiſt, appelliren, muß ſich frei machen, muß löſen, was nicht Gott, nein,

was die Menſchen ſchufen. Zurück aber in die Gegenwart, zu heitern, edlern Eindrücken! Da iſt die Ambraſiſche Sammlung, die ich am Morgen geſehen hatte.

Digitized by Google

Die Ambraſiſche Sammlung.

Dieſe war urſprünglich Eigenthum des Erzherzogs Ferdinand, deſſelben, der die ſchöne Philippine Welſer heirathete und in ſtiller Zurückgezogenheit mit ihr auf dem Schloſſe Ambras bei Innsbruck bis zum Tode ſeines Vaters lebte, wo dann für ihn eine glänzende Periode, die Periode der Anerkennung und des Kunſtſinnes eintrat. Ferdinand liebte die Kunſt, beſonders da, wo ſie die kriegeriſchen Erinnerungen anſprach. Daher die theilweiſe ſehr koſtbaren Rüſtungen, die wichtigen Handſchriften, die Portraits berühmter Menſchen, die Bücher, Kupfer- und Holzſtiche, die geſchnittenen Steine und andere Gegenſtände. Dieſe Sammlung iſt erſt ſeit dem Jahre 1816 in Wien aufgeſtellt.

Früher auf Ambras bei Innsbruck habe ich das arme Schloß kahl und von all' dieſem koſtbaren Schmuck entblößt, wie eine Beraubte, recht traurig und trübſelig gefunden. Gleich beim Eintreten ſteht die gigantiſche Rüſtung des in Eiſen gehüllten Dieners des Erzherzogs, ein Bauer aus Trient, der neun Fuß maß. Dann zeigen ſich zu Pferd aufgeſtellte Harniſche, welche Ferdinand ſelbſt getragen hat, eine herrlich getriebene ſchwarze Leibrüſtung, die verſchiedenen Waffen berühmter Männer, ſehr zierlich aufeinandergeſchichtet, unter andern Franz I., Königs von Frankreich Harniſch in Bruchſtücken, der Hirſchfänger von Friedrich mit der leeren Taſche u. ſ. w.

Die zweite Rüſtkammer enthält die Rüſtung des Kaiſers Maximilian I. von der Zeit, wo er ſtatt zu beten noch kämpfte, ſeine Armbruſt, die ich mir in ihren rieſigen Dimenſionen gern anſah, und manches andere Bemerkenswerthe. In der dritten Rüſtkammer prangt die herrlich getriebene Rüſtung des Erzherzogs und die aus Eiſen gefertigte, ſehr ſchöne des Alexander Farneſe, Herzogs von Parma.

Wie mückenhaft man ſich neben dieſen in Eiſen gehüllten Coloſſen vorkommt! Wie man ſich hinweg aus der dünnen Gegenwart in dieſe derbe Vergangenheit verſetzt! Wie man in das hier aufgehängte Oelbildniß von Rudolph von Habsburg blickt und über die ganze in Reih' und Glied ſtehende Dynaſtie nachſinnt! Das träumeriſche Ausſpinnen dieſer Gedanken hilft mir über die Langeweile, die mir einer der herumführenden Invaliden verurſacht. Ich glaube mich im Schloſſe Ambras an einem Fenſter, das in die grüne Alpenpracht hinausgeht. Ich höre das Glöckchen der Schloßkapelle, das Stampfen der Streitroſſe, die lachende Luſt der ſich unterhaltenden Kriegsknechte. Da bricht ein Geharniſchter durch die Reihen; es iſt Ferdinand, Philippinens Gatte. Wie gut ihm der Helm, die ſchwarze Rüſtung ſteht! Wie männlich vertrauensvoll er hinaus in die erhabene, mit anmuthigen Abwechſelungen ausgeſtattete Natur blickt! Nun erſcheint auch Philippine, die lieblich ſchöne Augsburgerin, die die zarteſten Seiten dieſes Gemüths berührt. Sie iſt ſittig und ernſt, mit einer ſtark

ausgeprägten Phyſiognomie und einer faſt marmor=weißen Hautfärbung, das blonde Haar lieblich in Flechten geordnet, den Kopf vorwärts in Liebe und Unterwürfigkeit gegen ihren Herrn gebeugt.... Mein Führer entriß mich meinen Phantaſien und führte mich vor Schränke, in denen der zoologiſche und mineralogiſche Theil der Sammlung aufgeſtellt iſt, vor Thongefäße zu häuslichem Gebrauch, zu Bildwerken aus Stein geformt und endlich zu geſchnitzten Gegenſtänden, unter denen der Raub der Sabinerinnen aus Cedernholz und eine Ama=zonenſchlacht von Alexander Colin mich ſehr inter=eſſirten. Colin wußte einfach künſtleriſch die be=wegteſten Stoffe zu behandeln, die Belebtheit ne=ben der plaſtiſchen Ruhe darzuſtellen! Dies hat er beſonders am Innsbrucker Mauſoleum des Kai=ſers Max, das er ſo ſinnvoll gefertigt, ſo uner=müdlich ausgearbeitet hat, kund gethan.

Das Belvedere.

Ich verſtehe nichts von den ägyptiſchen Alterthümern, die neben der Ambraſiſchen Sammlung aufgeſtellt ſind, nichts von den Mumien, um welche Neugierige ſich ſcharen und die mir etwas Grauenhaftes haben. Deſto überraſchter war ich durch das Belvedere, das ich mir gar nicht ſo reich und wohlgeordnet vorgeſtellt hatte. Zuerſt iſt das Gebäude an und für ſich ſchon impoſant. Dies im italieniſchen Bauſtyl ausgeführte Luſtſchloß beſteht aus zwei Stockwerken und zwei Flügeln. An der ſüdlichen Seite iſt der reich mit Stuckarbeit verſehene Eingang und die ſchöne Doppeltreppe, die hinauf in das erſte Stockwerk führt. Von dort tritt man in hohe, wahrhaft kaiſerliche Gemächer,

in denen ſyſtematiſch vertheilt die venetianiſche, die römiſche, die florentiniſche, die bologneſiſche, die neapolitaniſche und links die niederländiſche und holländiſche Schule aufgeſtellt ſind. Im Belvedere iſt es ſelbſt für Den, der keine Gemälde liebt, herrlich. Denn man kann ſtatt auf die Leinwand zu blicken in den Garten gehen, wo es ſo traulich im Sonnenſchein zwiſchen den Alleen ſich wandeln oder neben dem kryſtallenen Teiche ruhen läßt.

Ehe ich in die Galerie trat, habe ich einen langen Blick auf Maria Thereſia, auf dies ſchöne edle Frauenantlitz geworfen, das hier im Marmorſaal friedlich von der Wand herablächelt. Ich habe ſie mir in die Seele geprägt, dieſe Züge einer denkenden Kaiſerin. Wenn ich um mich ſchaue, ſo erkenne ich, daß die meiſten Menſchen nicht da ſtehen, wo ſie ſtehen ſollten. Kaiſer und Könige, Staatsmänner, Dichter, Erzieher, Philoſophen, ſie ſind kaum am Rande der Stelle, auf der ſie in der Mitte ſein ſollten. Alles in dieſer Welt iſt ſo wunderlich durcheinandergemiſcht, daß man nicht weiß, ob das der Zufall oder der Wil=

len eines Einzigen that. Aber bei Maria Thereſia muß man geſtehen: die Frau war an ihrem Platze. Die war dazu berufen, den gehaltenen Ernſt, die Würde und den Adel der Herrſcherin zu vertreten; ihr war das lebendige Eingreifen in den Staat, die Erkenntniß der Wahrheit geſtattet. Die hat einmal gethan, was ſie ſollte; gewollt, was ſie für Recht erkannte. An der Erſcheinung erquickt man ſich, die gibt fromme, feſte, ſtill hinüber- und herüberziehende Gedanken. Mit dem Eindruck betrete ich die Zimmer rechts. Gleich das zweite Bild von Giacomo Palma, das Chriſtus vom Kreuze abgenommen und von den Seinigen beweint darſtellt, iſt eins von denen, die man nicht wieder vergißt. Wenn ich von Poeſie höre, von reiner Geſinnung, von kräftiger Ueberzeugung, von großen Gedanken, von unverbrüchlicher Liebe, muß ich an Jeſus denken, an dieſen göttlichen Moment der Weltgeſchichte, in dem Kirche, Kunſt, Wiſſenſchaft, alle Pulsadern höchſter Geiſtesthätigkeit zuſammenfloſſen im aufflammenden Chriſtenthum. Wenn ich mir einen rührenden, erhebenden Tod aus-

Digitized by Google

male, einen Tod, der die Gnade Gottes leibhaftig macht, ſo denke ich wieder an Jeſus. Dieſer liegt, gemalt von Palma, in bebende Schauer des Geſtorbenſeins gehüllt, das Auge gebrochen, die himmliſche Weichheit des Antlitzes von Schmerzen umwölkt, ermüdet, aber doch tröſtend, doch beſtätigend, was er vorausgeſagt hatte und was nun eingetroffen war. Weiterhin in demſelben Zimmer hängt eine liebliche Verkündigung Veroneſe's, ein zukunftathmendes, heiter anſprechendes Gemälde mit einer jungfräulichen Maria, die dem Erzengel Gabriel nichts weiter als das Verſtummen in Seligkeit zu zeigen vermag. Später kommt die Anbetung der Weiſen von Veroneſe, kommt der Jubel der Gegenwart, der flammende Morgenſtern, die glückverheißende Beſtätigung. Veroneſe hat ſich in dieſen Compoſitionen ein jauchzendes, verklärtes Chriſtenthum voll reiner Kunſtlinien zu ſchaffen gewußt, ſchwärmend im Glauben, im Seelenfrieden, in lebendig lockenden Farben.

Palma begegnet mir wieder im zweiten Zimmer, in einer Mutter Gottes mit dem Kinde, den

heiligen Markus zur Linken und links die heilige Urſula. Ich ziehe aber die Kreuzesabnahme, dieſe verſchmelzenden Tinten, dieſe bleichgewordenen Uebergänge, die ſo unnachahmlich den Tod zeigen, vor.

Pietro della Vecchia hat das Knieſtück eines ſchwarzbärtigen Kriegers, des Ritters Bayard, geliefert. Er zieht in ſpaniſcher Kleidung, das Federbaret auf dem Haupte, den Degen. Eine leichte Röthe, vielleicht die des Zorns, ruht auf dem ausdrucksvollen Angeſicht. Die Phyſiognomie iſt energiſch, ſpiritualiſtiſch, ſchwermüthig.

Wie lieblich duftig ſteht da eine Madonna von Tizian, vor ſich das Kind, hinter ſich einen geſtreiften Vorhang, um ſich die Wonnen jungfräulicher Mütterlichkeit.

Im dritten Zimmer ſchläft Joſeph an ſeiner Werkbank, von Raphael Mengs gemalt. Das Bild athmet Ruhe. Man ſpricht leiſe. Wer möchte den müden Schläfer wecken? Wer den Traum unterbrechen? Joſeph ſchläft. Er ſieht einen Engel, der zu ihm von der Flucht nach Aegypten ſpricht. Wie umdämmert das Bild ausſieht! Wie

Digitized by Google

es voll Kindlichkeit iſt! Und doch iſt es nur der ſchwache Abglanz eines andern, der Verkündigung Mariens von Mengs, eines Bildes, das voll lichten Tages glänzt. Es hat wirklich das idealiſche Leuchten eines verhießenen Glücks, den ſüßen Frieden, das Element ächt menſchlicher Naivetät. Die Jungfrau iſt nieder auf die Knie geſunken. Ihre blöden, mädchenhaften Augen wagen den Engel vor ihr nicht anzublicken. Nur an dem Strahl, den der heilige Geiſt ihr in leuchtender Sonnenhelle in die Bruſt ſenkt, erkennt man die Wonnen in ihr. Das iſt eine Glückliche! Das Lächeln hat ſich nicht auf die Lippen geſenkt, aber im Gemüthe lächelt ſie, im Herzen fühlt ſie den Odem Gottes, der ſie mit flüſternden Stimmen zu Gott emporhebt. Der feurige Entſchluß, die auflodernde Kraft brechen ſich mitten durch die Ueberraſchung Bahn. Schnell iſt ſie ſich der ihr verkündeten Wonne bewußt; ſchnell begreift ſie, daß ſie göttliches Werkzeug iſt, deswegen aber gibt ſie ihre primitive Natur nicht auf, dies Stillleben der beſcheidenen Exiſtenz, nein! ſie erlaubt ſich nur

weit hinaus in die ſonnige Ebene, in die blauen Ahnungen, in die unermeßliche Augenweide zu ſchauen. Ihr Herz frohlockt und ſchmiegt ſich dankend in ſich; ſie iſt nicht haſtig in der Freude, ſondern ſtill. Keine Ungeduld zeigt ſich. Maria wartet, weil ſie glaubt. Wie das ſchön gedacht iſt! Wie unmittelbar der Eindruck übergeht auf den Beſchauer! Welch ein Dramatiker dieſer Mengs neben dem Maler iſt! Er hat mit dieſem Vermiſchen der poetiſchen Empfindung in die Hiſtorie, mit dieſem Ebenmaß, dieſem Schatten und Licht eine große Wirkung hervorgebracht.

Von Mengs komme ich zu Rafael. Maria iſt mit beiden Knien auf die Erde geſunken und neigt das Jeſuskind zu dem kleinen Johannes herab, der ihm Früchte bringt. Joſeph hält den Eſel am Zaume. Die Handlung iſt einfach, voll Ruhepunkte und ſtrahlenbrechender Stille. Rafael hat einen edlen, feurigen, inhaltsreichen Inſtinkt, eine reife Anſchauung, eine glühende Einbildungskraft. Der große Horizont der Kunſt hat ſich ihm ſo ſeltſam weit geöffnet, daß man ſich hüten muß,

Digitized by Google

im Einzelnen das Schöne finden zu wollen, da es bei ihm immer ein Ganzes, ein Harmoniſches iſt. Die poetiſche Beſonderheit zittert an jedem Staubfaden und zieht uns in das Heiligthum dieſes Künſtlers, in die buntſchimmernden Farben ſeines gottgeweihten Pinſels. Es iſt noch ein anderes Bild von ihm da, Maria im Grünen, wie ſie auf einer Raſenbank ſitzt und Johannes dem Jeſuskind das hölzerne Kreuz darreicht. Das iſt auch eine Zauberſchöpfung, von der man nicht fort kann. An der ſtillt ſich die Unruhe des Menſchen und der kalte Zweifel löſt ſich in die eigene Unzulänglichkeit, in die unbeſtimmte Sehnſucht auf. Der farbenreiche Hintergrund bildet die geeignetſte Staffage zu dieſer göttlichen Kinderſcene. Der Pinſel iſt reif, vollſtändig, keck. Immer ſcheint der heilige Glaube, die wohlthuende Andacht hier unbefangen und heiter vorzuklingen. Nichts ſteht abſeits; das allgemein Idealiſche, das Correcte und Claſſiſche iſt Rafael's Eigenthum geworden.

Ich habe ſelten eine ſchönere Geſtalt geſehen, als die Wahrheit von Carlo Dolce, allegoriſch dar-

geſtellt, im vierten Zimmer. Mit Lilien umkränzt, ein ſtrahlendes Herz in der Rechten, blickt ſie anmuthig beglückt aufwärts. Ja, ſo muß die Ruhe der Ueberzeugung ausſehen. So in ſich gehalten und verklärt, überſchaut ſie den unaufhaltſamen Strom von Verneinungen, der unter ihr hin- und herwogt. Die Lüge muß ſich Grenzen ziehen; dieſe Wahrheit in der Ueberzeugung muß über ſie hinwegſchreiten. Das iſt eine wahrhafte Verklärung edler Geſinnung. Wie Carlo Dolce dieſe Allegorie erfand? Ich denke mir, daß er einmal eine Situation durchträumte, die ungefähr folgende iſt: Ein Künſtler, in der Einſamkeit aufgewachſen, reich ausgeſtattet, mit Talenten aller Art verſehen, ſchön, jung, beneidet, tritt in die Welt und in die Geſellſchaft, knüpft hier eine Beziehung und dort ein Verhältniß an, beobachtet und philoſophirt und als er ſieht, daß Dies hier gegen den Brauch, Jenes gegen die ſogenannten Grundſätze der Welt anſtößt, beugt und bückt er ſich, will's Allen Recht machen, buhlt und geizt nach dem Beifall, will ſcheinen, was er nicht iſt, will Phi-

liſter ſein, er, der Künſtler iſt. Das geht ſo eine Weile fort. Er iſt im Taumel. Er kommt zu keiner Beſinnung. Nur an ſeinen Leiſtungen erkennt er mit Erſtaunen, daß eine Aenderung vorgefallen iſt. Seine Geſtalten flößen keinen Enthuſiasmus mehr ein, die Philiſter nicken Beifall, der Herr Pfarrer, wenn er Sonntags aus der Kirche ſchreitet, lüftet das Sammetkäppchen. Die Künſtler, die Bevorzugten aber ſtehen abſeits. Sie blicken hinüber zu Dem, der ſie verließ; ſie können dem Treiben, dem Jagen nach dem Lobe der Menge, dieſem ganzen Gepränge, dieſen Phraſen von weltlicher Pflicht, von weltlicher Ehre, dieſem Irrthume wol eine Thräne, aber keine Achtung weihen. Sie wiſſen, daß der ſo handelt, aus Schwäche, nicht aus Ueberzeugung handelt; ſie hoffen auf die Zukunft, auf ein Löſen von der Eitelkeit, auf eine Rückkehr zur Wahrheit. Der Künſtler fühlt ſich immer einſamer, immer gedrückter. In dem Proceſſe der Gährung und Zerſetzung begriffen, blickt er ſcheu hier- und dorthin, denkt er mit Wehmuth der wonnigen Tage in der Einſamkeit und Freiheit,

der Himmelsblüten von Sonſt, in die ſich die eiſigen Winterſchauer der Gegenwart und in ihr die entehrende Verſtellung miſchen. Er fängt an zu denken, zu träumen, zu leiden. Das, was er erlangte, befriedigt ihn nicht. Das, was er verlor, war eine Welt voll Freude, erfüllte ihn ganz, befriedigte ihn ganz. Und er gab das auf um jenen Applaus der Philiſter, um jenes Kopfnicken des Herrn Pfarrers! Wie konnte er ſo verblendet ſein? Wie ſich, wie die Kunſt, wie die Geſinnung verlieren? Die Flammen der Reue lodern hell auf, als er ſinnend daſteht. Plötzlich reißt ein Nebel vom Auge und die göttergleiche Wahrheit, die Aufrichtigkeit, Geſinnung, Ehre iſt, erſcheint in überirdiſchem Glanze, das ſtrahlende Herz in der Rechten, die Lilien der Reinheit auf dem Haupte. Gott, wie der Künſtler da auf die Knie fällt, wie er fühlt, nicht der Welt, nicht den Philiſtern, nicht dem Herrn Pfarrer, nein, der Wahrheit müſſe er dienen! Wie er ſich aufrafft in Thränen und hinüber zu den Brüdern eilt, wie er ihnen den Irrthum, die Schwäche bekennt, wie er arbeitet und

nun auf einmal Alles ſo ganz anders in ihm wird, wie er fühlt: den Beifall der Welt könne man entbehren, aber nicht das eigene Bewußtſein, nicht die eigene Ueberzeugung!

Nicht weit von dieſem Bilde hängt ein anderes von Carlo Dolce, eine Maria mit dem Kinde. Maria iſt diesmal im Profil gemalt. Das Profil iſt das Charakteriſtiſche im menſchlichen Angeſicht. Ihr werdet ſcheinbar hübſchen Geſichtern begegnen, die, rund oder oval, künſtleriſche Linien zu beſitzen ſcheinen, aber dreht ſie um, ſeht ſie von der Seite an, da ſind ſie unedel, wenn nicht gar trivial. Das Profil iſt der Probirſtein der Schönheit; in dem ſpiegelt ſich nicht allein die Form, ſondern auch die Seele ab. Das mag ſich Carlo Dolce geſagt haben, denn er hat in dieſes Marienprofil die zarteſte Zartheit, die edelſten Conturen gelegt.

Was Leonardo da Vinci mit dem Bilde bezweckte, wo Herodias dem Scharfrichter befiehlt, das Haupt des heiligen Johannes in eine Schale zu legen, begreife ich nicht. Die ganze Compoſi-

Digitized by Google

tion ſcheint mir ein Irrthum des Künſtlers, eine Geſchmackloſigkeit zu ſein, die ſehr ſtörend iſt.

Anders iſt das mit einer Magdalena von Francesco Furini, die, mit beiden Armen auf einen Tiſch geſtützt, das thränengebadete Antlitz aus dem Rahmen heraus gegen den Beſchauer wendet. Es gibt ſo viele weinende Magdalenen; faſt kein Künſtler, der nicht eine in ſeinem Leben gemalt hätte, faſt keiner, der hier nicht geſcheitert wäre. Aber dieſe in leidenſchaftlicher Aufgeregtheit, vom tiefſten Schmerz überwältigt, dieſe in offenbarer Luſt ſich ausſtrömende Büßerin hat ſo viel wahre, hingebende Schönheit, ſo viel Nachläſſigkeit, ſo viel Reue, ſo viel Thränen, einen ſo hinſterbenden Körper, eine ſo wundenvolle Seele, daß man ſehr ergriffen, ſehr zur Nachſicht geſtimmt wird.

Die von Guido Reni im fünften Zimmer aufgeſtellten Bilder gefallen mir nur mittelmäßig. Sehr ſchön iſt der Chriſtus mit der Dornenkrone auf dem Haupte; aber die Sybille von demſelben Maler, die nachdenkend mit der Rechten ſich auf ein Polſter ſtützt und in ein offenes Buch blickt, iſt

ein durch und durch verfehltes Werk. So ſieht keine Sybille aus! Das iſt nur ein eitles, aufgeputztes Frauenzimmer, das hochmüthig in die tragiſche Komödie des Lebens, ſuperklug und herzenskalt blickt.

Annibale Caracci hat einen todten Chriſtus geliefert und deſſen Haupt in den Schoß der ohnmächtigen Maria gelegt. Das Colorit iſt ſo ſonderbar blauweiß, ſo kupferſtichartig, daß ich zweimal hinſehen mußte, ehe ich begriff, daß dies Farben in Oel wären. Die Compoſition iſt herrlich; die chriſtlich-poetiſche Geſinnung rauſcht mit entfalteten Schwingen, die Pforten des Himmels öffnen ſich und werfen die glänzendſten Lichtſtrahlen.

Im Bruſtbild des Apoſtels Petrus von Guido Reni iſt der fiebernde, krankhafte Ausdruck im Auge, die Kraft der Geſichtsknochen, das Primitive eines Jüngers des Heilands, der doch nicht immer Herr ſeines Leibes und ſeiner Schwäche war, vortrefflich wiedergegeben. Petrus glaubt; aber mitten im Glauben und Ringen ſieht man die Ungeduld des Augenblicks, ſieht man die An-

ſtrengung, die Ermüdung, den Inſtinkt des perſönlichen Intereſſes.

Parmigianino hat den Amor als Bogenſchnitzer gemalt. Er ſteht, den linken Fuß auf einige Bücher geſtemmt und dreht ſich ſo, daß der ganze wunderbare Rücken anſchaulich wird, ein Rücken, der nur dem Götterſohn, dem Inbegriff der lieblich heranwachſenden Männlichkeit, nur dem Abkömmling der Venus gehören kann. Das irdiſche Wort „ſchön" iſt für dieſen Idealismus lange nicht bezeichnend genug.

Im kleinen Johannes mit dem Rohrkreuze und einem Lamme zur Seite lacht mich Murillos' allerliebſte Schalkhaftigkeit an. Es iſt eine dem Leben und der Zukunft abgerungene, eine faſt rührende Schalkhaftigkeit, denn dieſes Kind hat neben dem Lächeln des Mundes ſo ſeltſam ernſte Augen, einen ſo entſchiedenen Seherblick, daß die Abſpiegelung der Zukunft hier ſchon beginnt. Welche Bedeutſamkeit in dieſem Kindergeſicht, welche friſche Luſt des Daſeins, welche Emſigkeit und Rührigkeit! Dieſer kleine Johannes iſt wirklich ein Wunder der Kunſt.

Die Art, wie Luca Giordano die hoffärtigen Engel vom Erzengel Michael ſtürzen läßt, gefällt mir nicht. Das iſt eine arbeitende Unruhe, eine Art von vornehmer Prügelei, die Gedankenloſigkeit, gemeine Oberflächlichkeit verräth. Wie kam der Maler zu dieſer grandios ſein ſollenden Compoſition, zu dieſen überangeſtrengten, brutal gedachten Engeln?

Ich geſtehe, daß ich mich mit der Niederländiſchen Schule nicht ganz befreunden kann. Sie iſt meiſt naturtreu, nicht idealiſch, liefert Portraits, die bewunderungswürdig ausgeführt, aber deswegen doch nicht begeiſternd ſind. Recht ſchön ſind die Rembrandts links vom Marmorſaal im erſten Zimmer; wohlthuender waren mir die Landſchaften im zweiten, dieſe Ruisdaels, Peters und Andere, die um mich den Zauber der Waldeinſamkeit woben. Ich vertiefte mich gern in dieſe kleinen murmelnden Bäche, in dieſe friſche natürliche Farbe, in dies dichteriſche Naturgepräge, fand Erholung, eine poſitive Anſchauung, eine Abweſenheit von wuchernden Unkraut. Dann kommt Van Dyk

im dritten Zimmer. Van Dyk hat ſchönere Portraits als Heiligenbilder gemalt. Gleich am Eingange hängt eine Muttergottes von ihm und weiter ein Chriſtus in der Grabeshöhle, die mir nicht gefallen. Van Dyk war ſich nicht immer klar in ſeinen Schöpfungen. Man kann ſich bei ihm der Vergleichung zwiſchen der Idee und der Ausführung nicht entziehen. Er wird ſich zwar ſelber nie abhanden kommen laſſen, aber man muß auch zugeben, daß Van Dyk kein durchweg dialektiſcher Künſtler war. Ich habe nur einen Chriſtus am Kreuze von ihm, zuerſt in Genua und dann hier im Belvedere, geſehen, der mir ſeines Rufes vollkommen würdig ſchien. Es iſt der im Katalog mit Nr. 22 bezeichnete, ein Chriſtus in der Finſterniß. An dem Bilde zuckt der Schmerz des Augenblicks. In den Farben iſt lebensvolle Wahrheit, iſt wirklicher Triumph der Religion, iſt Fülle und Wirkſamkeit.

Der Rubens-Saal hat mir imponirt, beſonders Mariens Himmelfahrt, von unzähligen Engeln umgeben, die ſo lieblich zart ſchweben, ſo heilig

durchſichtig, ſo phantaſtiſch planvoll ſind, daß ich ſehr entzückt, ſehr überraſcht war und Rubens, dem großen Maler, demüthig Abbitte für vieles und vorſchnelles Urtheilen von früherher that. Nie iſt mir Rubens' künſtleriſche Größe eindringlicher als in dieſem einzig durch ihn geſchmückten Saal erſchienen; nie habe ich eine ſo klare Anſchauung ſeiner Leiſtungen gehabt. An ſeine genialen Portraits reihen ſich die idealiſch gedachten Heiligenbilder, die im Rubens-Zimmer hängen, löſen die Schale von dem zarten Kern und laſſen uns tief in das Zellengewebe ſeines Genius ſchauen. Nur das Bild ſeiner Gattin, der ſchönen Helene Forman, ganz entblößt in einem nur übergeworfenen Pelzmantel, den ſie zuſammenhält, iſt mir ſehr verletzend geweſen. Rubens vernichtet durch dieſes Bild jene Begriffe der Keuſchheit, die ſelbſt das Nackte nicht verlieren darf. Darin zeigt er nicht die nothwendige Selbſtbeherrſchung, die friſche Geſundheit des Künſtlers, das iſt kein ideeller, aber auch kein genialer Zug.

Das „Weiße Kabinet" enthält Blumen- und

Fruchtſtücke. Sie nehmen ſich in dieſer Aufſtellung, hart aneinandergedrängt, ohne Unterbrechung von Landſchaften oder anderen Gemälden, etwas monoton aus. Das „Grüne Kabinet" iſt ergibiger, Thier- und Fruchtſtücke wechſeln mit lieblichen Genrebildchen ab. Die Niederländiſche Schule iſt wie ein Concert jubelnder Stimmen. All' dieſe Trinkenden, Rauchenden, Spielenden, all' dieſe freundlichen Frauen, im Innern ihrer Zimmer vor dem Toilettentiſch oder ſittig über ihre Schwelle in die Kirche ſchreitend, haben etwas Erheiterndes, Wohlthuendes. Man ruht ſich aus und kommt man dann ſogar in eine Waldgegend, wo eine Gänſehirtin im Vordergrunde ſitzt oder ein Schäfer ſeine Heerde mit dem Horn zuſammenbläſt, ſo bleibt man ſtehen, verſinkt in die kleinen unſcheinbaren Genüſſe, hat Gefühle wie ſtille Träumereien auf einer Bank, geht weiter, begeiſtert ſich nicht, exaltirt ſich nicht, erlebt auch nichts, aber erfreut ſich.

Die hier zu findenden Denner, das Portrait einer alten Frau in einem röthlichen, mit Luchspelz

ausgeſchlagenen Kleide, und der Kopf eines bejahrten Mannes mit langen grauen Haaren in einem Pelzrock ſind faſt zum Erſchrecken lebendig. Der Maler hat gleichſam mit einer Loupe gearbeitet und mit einer anatomiſchen Beſtimmtheit jede Ader, ſo zart wie ein blauer oder rother Seidenfaden, jedes Haar, jeden Einſchnitt, jede Falte naturgetreu wiedergegeben. In dieſer geſetzmäßigen Beweglichkeit iſt mir das Alter noch nie erſchienen. Noch nie habe ich den Eindruck einer kraftvollen Perſönlichkeit wie hier durch Denner empfunden. Die alten blöden Augen, mit kleinen Blutgefäßen unterlaufen, die hinter ſpärlichen Augenbrauen und Wimpern hervorblicken, ſind zwar müde, aber wohlwollend. Man glaubt, ſie ſich bewegen zu ſehen. Der geſchloſſene Mund ſcheint reden zu wollen. Die Bruſt athmet gleichmäßig. Iſt da nicht ein weißes Härchen von den Augenbrauen herab auf die Wange gefallen? Auch das hat Denner zu malen verſtanden.

Im ſechsten Zimmer wohnt Teniers und ſeine Schule. Dieſe Art der Aufſtellung iſt praktiſch.

Das ganze Treiben und Weben jener Künſtler ſteht dicht aneinandergereiht. Die Epochen werden ſichtbar. Man iſt mit einem Schritt in der Mitte der Kunſtgeſchichte. Daſſelbe Syſtem iſt im Erdgeſchoß befolgt. Außer der Italieniſchen und Niederländiſchen Schule iſt hier auch die Altdeutſche in ihren verfehlten Flugverſuchen, in ihrem Mangel an Perſpective, in ihrem mehr paſſiven als activen Empfinden. Es iſt etwas den Stoff nicht Bewältigendes in dieſen Bildern, das beweiſt, wie wenig fertig die Kunſt in den Köpfen dieſer Meiſter lag. Sie ſind deswegen als Erſcheinungen im Gebiete der Malerei beachtungswerth, aber ich läugne nicht, daß ſie mich nie angeſprochen, nie wirklich erwärmt haben. Licht und Leben ſtrömt immer nur aus Italien. Da herrſcht Rundung der Formen, ſüßes Locken der Natur, vollſaftige, ſtrahlende Geſundheit, ſtatt daß die Deutſche Schule des Mittelalters die Familie, das Häusliche, das Philiſterhafte, ſelbſt unter den Heiligen, darſtellte. Dieſe Madonnen haben immer den Ausdruck ihrer vier Wände, haben

Digitized by Google

immer nur Stillleben, ſind immer nur in Proſa überſetzt.

Die Sammlung im Belvedere iſt ſo reichhaltig, daß ſie zu überſehen unmöglich wird. Man erliegt förmlich unter den wechſelnden, ſtürmiſchen Eindrücken, unter dieſer maſſenhaften Begegnung der erſten Künſtler der Welt. Man muß, um nur einen ſchwachen Ueberblick zu gewinnen, von Zimmer zu Zimmer wandern, muß Gefahr laufen, an originellen Mittelmäßigkeiten hängen zu bleiben und Rafael, Correggio und Guido Reni zu überſehen. Gefreut hat mich der ſtrömende Zudrang des Publicums. Selbſt Soldaten begegnet man hier, die ihre freien Stunden zum „Bilderbeſehen" benutzen. Keinem wird der Eintritt verweigert und nur das iſt ſtörend, daß um zwölf Uhr jede Sammlung geſchloſſen wird, eine Stunde der Freiheit, die zwar für die Aufſeher des Eſſens wegen nöthig ſein kann, den Fremden aber aus allem Zuſammenhang reißt und ihn gleichſam bis zwei Uhr unbeſchäftigt auf die Straße wirft.

Die lebenden Künſtler, meiſt einheimiſche, haben

ein eigenes Local im Belvedere, in das ihre Leiſtungen aufgeſtellt werden. Ich habe hier beſtätigt gefunden, was ich ſchon anderweitig erwähnte. Das hiſtoriſche Bild kann in Oeſtreich nicht gedeihen. Alle Verſuche, in der enggezogenen Grenze etwas zu ſchaffen, ſind misglückt. Nichts, was einen Vorſprung, eine beſonders originelle Idee verriethe. Man fühlt ſich nicht angeſpornt, nicht von einer überraſchenden Wendung berührt. Alles iſt verſchwommen und langweilig. Anders iſt das mit den Genrebildern und den Landſchaften. In beiden ſind die Oeſtreicher Meiſter.

Joſeph Bayer, der noch nicht dreißig Jahr alt ſtarb, hat einen allerliebſten, blondlockigen Knaben in rothſammtener Kleidung gemalt. Das Geſichtchen webt ſich wie von ſelbſt aus Schönheit, Ebenmaß, aus geiſtigen Atomen, Liebe, Anmuth und Keckheit zuſammen; es iſt gewiſſermaßen eine Feſtſetzung des künftigen Weſens zu ſpüren.

Amerling läßt einen Fiſcherknaben am Waſſer ruhen. Der hat gut ſeine Kräfte zum Fiſchfang zuſammengenommen, hat ſich wohl ſtrecken und

dehnen müſſen, um an den Broterwerb zu gelangen; dafür ſitzt er nun behaglich und die kleinen gefangenen Fiſche, die er in die Holzſchuhe gelegt hat, wird er — leidlich verkaufen.

Danhauſer, der geniale, heitere Künſtler, iſt geſtorben. Es iſt ſonderbar, wie ſelten Maler alt werden. Woran das liegen mag? Das Lebensbuch der Künſtler hat viele weiße Blätter, auf denen man Entmuthigungen, Annäherung an die Wahrheit, verſchlungenes Seelenvermögen, herzzerreißende Conflicte, Misgriffe, verletzten Ehrgeiz, vereinzelte Größe, vereinzelte Schwäche, ſo Vieles verzeichnen könnte, das nicht in ihren Biographien zu leſen iſt. Ich weiß nichts von Danhauſer, als daß er im vierzigſten Lebensjahr geſtorben iſt; aber ich habe „das Scolarenzimmer eines Malers“ und „die komiſche Scene in dem Arbeitszimmer eines Malers“ im Belvedere und in der Arthaber'ſchen Sammlung geſehen; es ſind werthvolle Bilder. Danhauſer muß ſehr humoriſtiſch geweſen ſein; und doch carikirt er nichts; es iſt weniger das lächerliche, weltliche Element, als die lockende, zitternde

Bewegung des Witzes zu bemerken. Er will, wenn er auch ſelbſt nicht luſtig iſt, die Andern heiter ſtimmen. Daher ſeine gutmüthigen Capriolen, daher ſeine kleinen neckiſchen Poſſen.

Fiſchbach zeigt uns einen Bauernknaben und ein Mädchen, die ſich um einen Vogel ſtreiten.

Führich hat ſich in bibliſche Motive verſenkt. Sein Gott Vater auf Wolken ſitzend, mit Engeln umgeben, der Moſes Geſetze aufſchreibt, iſt mir ebenſo wenig erfreulich geweſen, als ſeine Frescos in der Kirche der Jägerzeile. Dagegen iſt Gauermann ein tüchtiger Landſchafts- und Thiermaler. Er hat eine gewiſſe beabſichtigte Nachläſſigkeit, eine nicht zu verkennende Eleganz, mit welcher ſeine Heerden blöken, das Laub der Bäume ſich ſchüttelt, der Kettenhund bellt und die liebliche, kleine Alltäglichkeit in der Geſtalt eines ruhenden Ackermannes, eines kräftigen Bauerburſchen, einer Fiſcherin, einer Kindergruppe ſich Bahn bricht.

Sehr wohlgefällig erſchienen mir zwei Bilder von Peter Krafft, „der Abſchied des öſtreichiſchen Landwehrmannes von ſeiner Familie und die Rückkehr.“

Digitized by Google

Karl Rahl hat ſich in einer Scene aus dem Nibelungenliede verſucht, ohne daß dieſe Compoſition beſonders genügen möchte.

Schiavoni liefert eine reuige, in tiefen Schmerz verſunkene Magdalena, die in einer Höhle kniet. Das Bild iſt voll brennender Trauer und Sehnſucht, ſehr edel gedacht.

Von allen dieſen Gemälden wandte ich mich immer gern zu den landſchaftlichen, theils mit, theils ohne Staffage, zu dieſen aus Licht, Luft und Farbe gewebten Bildern, zu dieſen Waldgebirgen, einſamen Seen, romantiſch auf Felſen hängenden Ortſchaften, zu den behaglichen Mannichfaltigkeiten und den weiteſten Fernſichten der Natur. Wie ruhig Gauermann die von der Alp zurückkehrende Heerde am Königsſee ſich einſchiffen läßt! Wie hübſch die italieniſche Landſchaft mit dem Meere im Hintergrund, die Anſicht der Stadt Vietri, die von Portici, ein Meeresſturm bei Neapel, alle vier von Rebell, mich nach Italien verſetzen! Mit einem Sprunge war ich dann wieder am Traunfall, von Schödlberger, in einer Gegend

in Mähren, wo aus einem Waldkeſſel ein Bach hervorſtrömt, oder am Hallſtädter See, den Steinfeld gemalt hat.

Wenn zu der Malerei nichts Anderes als Landſchafts- und Genremaler gehörten, gewandte, rührige Künſtler, die, unermüdlich thätig, verſtändig die Natur zu copiren ſuchen, ohne an Nachruhm, an Unſterblichkeit zu denken, die Verzicht geleiſtet haben auf claſſiſchen Ruf, auf geiſtigen Zuſammenhang, ſo möchte ich die öſtreichiſchen Künſtler oben an als ſehr begabt, ſehr ſtrebend nennen. Wer aber in der Kunſt mehr die Idee als die Leiſtung, mehr das Ideale als das Reale ſieht, der muß wieder bedauern, daß ſich Männer wie dieſe nur an gewiſſe Zweige, nicht an alle halten dürfen, daß es eine Cenſur für die Hiſtorie gibt, die gewaltſam erſtickt, was ſich ſegensreich entfalten könnte.

Baden.

Das Wetter war ſo ſchön, daß ich mit der Eiſenbahn nach Baden fuhr. Gleich hinter Wien zeigt ſich links ein Kirchhof, auf dem Gluck ruht. Der geiſtreiche Dichter Ludwig Frankl (Herausgeber der Sonntagsblätter), dem ich manche lehrreiche Stunde in Wien verdanke, indem er freundlich genug war, mich über die große Stadt zu orientiren, hat Gluck's Grab, dies verſunkene, faſt nicht zu findende Grab, aus der Vergeſſenheit zu ziehen und es der Gegenwart zu erhalten gewußt. Aber was Ludwig Frankl, trotz ſeiner vielfachen Anregungen durch die Preſſe, nicht vermocht hat, das iſt: Gluck's Muſik den

Wienern wieder hörbar zu machen. „Man kann ſagen,“ ſchrieb er einmal in den Sonntagsblättern, „daß Gluck wirklich in Wien begraben liegt.“ Warum grade hier, wo ſo viel Sinn für Muſik, ſo viel Erinnerung und Dankbarkeit für Mozart, Beethoven und Haydn herrſcht, wo es in allen Straßen und Gärten in luſtig-ernſten Klängen tönt? In Berlin, in Dresden, in München ſind Gluck's Opern wiederholt und mit großer Andacht aufgeführt worden; nur in Wien, wo er dichtete und lebte, wo er ſeine Noten ausgearbeitet und ſie in dramatiſche Wirkung geſetzt hat, wo die Luft noch voll von ihm ſein ſollte, nur da iſt es ſtill von ihm. Einen ſchönen Stein konnten die Wiener auf ſein Grab vor einem Jahre liefern, Reden konnten ſie halten, aufgefriſchte Biographien durften gedruckt werden, allein Gluck's Geiſt mit ſeinen Akkorden, ſeinen organiſchen Schöpfungen, mit ſeinen maleriſchen Effecten iſt deshalb doch noch nicht erſtanden. Es mag an den Unternehmern des Kärnthnerthortheaters, an ihrem Mangel an Kenntniß der deutſchen Muſik, an der man-

gelnden Anregung von oben liegen. Bedauerlich bleibt dieſe Lauheit immer. Sie verſtimmt beſonders Den, der über dieſen Kirchhof hinaus an Gluck's Leben, an ſeine Unſterblichkeit denkt.

Die dampfende Locomotive, die ſich vor hohe, elegant eingerichtete Wagen geſpannt hat, in die man vermittelſt einer Leiter gelangt, um auf bequemen Divans Platz zu nehmen, ſchnaubt bei lieblich gelegenen Ortſchaften, bei Weinbergen und Kornfeldern vorbei. Die Gegend wird erſt hügelig, dann felſig. Höhen im blauen Duft, königlich ſchön, Waldungen mit kleinen, weißſchimmernden Häuſern dazwiſchen, eine Ruine hier, ein Kirchthurm dort, ſchimmern und glitzern unter den mächtigen Strahlen des Lichts. Die Berge rücken näher und ſchwinden, der Weg wirft ein dunkelgrünes Gebüſch in den Vordergrund oder zeigt ein italieniſch gebautes Landhaus in der Ferne, bis man, angeregt durch die vielfachen Eindrücke, plötzlich Baden, das reizende, von Hügeln umgrenzte Baden erblickt.

Beim Ausſteigen aus den Waggons wird man

Digitized by Google

von Fiakern umſchwärmt, die dem Reiſenden ſeine Unkunde am Geſichte anſehen und durch unverſchämte Preiſe den Glauben an die wiener Gutmüthigkeit ſtark zu erſchüttern drohen. Das „Was ſchaffens, Ihr Gnaden!" tönt aus der Geſchäftigen Munde. Ein kleiner Bettelbube reißt den Wagentritt herunter, eine Fruchtverkäuferin reicht Weintrauben und Melonen in Prachtexemplaren hin. Endlich ſitzt man in einer zurückgeſchlagenen Kaleſche und der Kutſcher jagt heiter und ſchmunzelnd vor den Neubauten Badens in die engen Straßen der Stadt und auf die Promenade. Die Badegäſte haben ſich unter Bäumen verſammelt. Luſtig und lieblich ſpielt das Orcheſter einen Strauß'ſchen Walzer. Hinter dieſem bunten Gewühl zieht ſich eine Anhöhe herauf, die, mit kleinen Fußpfaden durchkreuzt, ſchattige Ruheſitze und Ausſichten auf ein überraſchend ſchönes Thal bieten.

Ich wanderte hier- und dorthin, athmete wonniglich die friſche Luft und fand dann meinen Fiaker mit dem unternehmend aufgeſetzten weißen Hute wieder, der mir die Landhäuſer Badens, die Weilburg

und das Helenenthal zeigen ſollte. Das kleine badener Theater liegt rechts. Links iſt eine Brücke über ein Gebirgswaſſer geſchlagen, das zahlloſe Kieſel in der Art der Rhone heraufgeſchwemmt hat. Jetzt erſt zeigt ſich die eigentliche Schönheit Badens. Die ſchwefelriechenden Quellen mit ihren gemeinſchaftlichen Bädern ſind am Anfang der breiten Landſtraße gelegen. Ihnen gegenüber reiht ſich ein Luſthaus an das andere, bald im gothiſchen, bald im italieniſchen Geſchmack, Blumenvillen, ſo umduftet von den bunten Kindern der Flora, ſo beſchattet von Kaſtanien= und Akazienbäumen, ſo reich an Farbe und Blütenfülle, daß es mir in der That war, als hätte ich im Leben nichts Lieblicheres geſehen. Zuweilen ſteht ein Haus mitten im Grünen mit einem bogenartigen Eingang, der in den Hofraum voll Blumen mit einem Springbrunnen führt; oder man kommt vor einem dichtbewachſenen eiſernen Gitter vorüber, hinter dem eine Wohnung, mit Weinlaub bekränzt und von Monatsroſen umgeben, im funkelnden Sonnenglanz ſtrahlt. Ueberraſchend iſt die Anordnung der Blumenbeete,

die ich nirgends ſo ſchön wie in Wien geſehen habe. Es iſt eine Mannichfaltigkeit der Pflanzen, Blumen, Sträucher und Bäume, eine Ueppigkeit des Raſens, daß ich mich im Süden, in einer wonniglich befremdlichen Exiſtenz, wie geblendet vom Feuer der Farben fühlte und Deutſchland erſt wieder ahnte, als ich einen bedeutenden Felſen und auf ſeinem Haupte die ſtolze Weilburg liegen ſah. Dieſer Felſen iſt auf der einen Seite ſchroff und reicht bis in das Bett des jetzt waſſerleeren Gebirgsfluſſes hinab. Auf der andern verflacht und vermengt er ſich mit grünen Anhöhen, die liebliche Spaziergänge bis tief ins Helenenthal hinauf- und hinabziehen. Da es ſo lauſchig im Schatten der Bäume war, ſo ſtieg ich aus, ſchlug einen Seitenweg ein und kam gehend und träumend in den Hof der Weilburg, das Eigenthum des unlängſt verſtorbenen Erzherzogs Karl. Die Fenſter waren trauernd verhüllt, die Thüren verſchloſſen. Man ſah, hier hatte ein Leben geendet und ein neues war noch nicht wieder begonnen. Wie ich ſo daſtand, mir den ehrenwerthen Charakter des Erz-

herzogs zurückrief, die Verbena zu meinen Füßen blühten und die Springbrunnen melancholiſch plätſcherten, trat ein in Trauerfarben gehüllter Portier zu mir, der mir eben nicht höflich andeutete: Hier in dieſem Hofe dürfe Niemand wandeln, der ſei aller Welt verboten! Ich war höchlich beſchämt, unberufen und unberechtigt in fremdes Eigenthum gedrungen zu ſein, aber auch unſanft durch den Gedanken berührt, daß der Geiſt des Erzherzogs, der Unfreundliches nie gedacht, ſo ſchlecht von einem despotiſchen Portier vertreten würde. Die Fürſten werden unpopulair auf dieſe Weiſe und wiſſen es nicht. Wie ſollten ſie auch wiſſen, daß ungeſchliffene Diener ſich ein Recht anmaßen und harmlos Reiſende, die wie ich zwei Schritte auf ihr Terrain thun, das obendrein hier nichts als ein gepflaſterter Hof war, in ihrem Namen ungaſtlich hinausweiſen!

Ich hatte meinen Wagen erreicht und fuhr, die Weilburg und ihren florumhangenen Portier hinter mir laſſend, hinüber ins Helenenthal. Hoch auf Felſen, die eine erhabene Gebirgskette bilden,

ſteht eine alte Burg, dann wieder eine und noch eine. Epheu drängt ſich mächtig durch die ſteinigen Spalten, Weinranken mit reifenden Trauben hängen üppig hernieder. Ueber die Bäume ragt ein Thurm oder eine Gloriette; an ſie heran ſchlingt ſich das Grüne des Weiß- oder Rothdorns. Pflanzen und Blumen, Vögel und Schmetterlinge erglühen unter dem tiefblauen Himmel, duften und jubeln den warmen Sonnenſtrahlen entgegen, die ſich tiefer und tiefer ſenken und dann hinter den Bergen ſchwinden. Wie es nun ruhig und friedlich im Helenenthal wird! Wie man erſtaunt, daß kaum vier Poſten von Wien eine ſo mächtige Natur andächtig das Auge aufſchlägt! Wie man ſich gern hier niederlaſſen, hier in der Begrenzung der Berge, im Anblick des traumwebenden Abends die Sorgen hinter ſich werfen, genießen und glücklich ſein möchte! Aber man iſt eine Reiſende, man darf nur ſehen, nicht verweilen. Glaubt es mir, ihr guten, nachſichtigen Leſer, die ihr in müßigen Stunden dies Buch flüchtig durchblättert, Dies und Jenes nicht ungern und Anderes

mit ſcharfem Tadel leſet, es iſt oft traurig zu reiſen, wenn man im Gefühl der Gebundenheit durch Zeit und Verhältniſſe, nie zu einem vollkommen harmloſen Genuß kommt, der doch allein in der Ruhe, im beſchaulichen Aneigenen beſteht.

Ich bin im Helenenthal bis zu den Krainerhütten gekommen und habe dann den Wagen wieder nach Baden umkehren laſſen. Man kann durch Heiligenkreuz nach Briehl und Mödling und ſo zurück nach Wien fahren. Ich habe es nicht gethan, und jetzt, wo es zu ſpät iſt, wo ich mich aus augenblicklicher Ermüdung vor der weitern Fahrt gefürchtet habe, thut es mir leid, weil man mir ſagt, daß ich das Schönſte der Gegend dadurch verſäumt habe. Uebrigens iſt der Eindruck dieſer ſich in der unmittelbaren Nähe Badens aufthürmenden Bergnatur, vor Allem aber das Felſenthor, welches durch den Urtheilsſtein geſprengt iſt, grandios genug. Man fährt vorüber an der, ſich von dieſer Seite am ſchönſten zeigenden Weilburg, neben lieblichen Landhäuſern hin nach Baden, wo wir

in der „Stadt Wien“ in einem Akazienwäldchen im Freien Mittag machten.

Die Stille des Abends hatte ſich über die Gegend gebreitet. Die Sterne tauchten einzeln am tiefen Blau des Himmels auf. Plaudernd ſaßen die Badegäſte vor den Thüren. Alles war heiter. Alsbald begann auf der Eiſenbahn das materielle Leben, das Pfeifen der Locomotive, das Blaſen der Conducteurs, das Rennen und Schreien der ſich verſpätenden Reiſenden. Wien gibt nach einer ſolchen rüttelnden Fahrt mit ſeinen hellen breiten Straßen der Vorſtädte und den kleinen engen der Stadt, mit den Gaslampen und den ſtrahlenden Magazinen einen behaglichen Eindruck. Die Natur hat uns verlaſſen; aber es läßt ſich auch ohne ſie, beſonders weil der undankbare Menſch ſie erſt eben genoſſen, recht angenehm bei Dehne Eis aus Ananas, Pfirſichen oder Melonenſaft gefertigt, eſſen. Dies Café iſt unter den zahlreichen Wiens das vorzüglichſte. Das Local iſt klein, aber hübſch mit Gasflammen erleuchtet. Hieher kommt die faſhionable Welt, die Dandies mit gelben Hand-

Digitized by Google

ſchuhen und die ſchönen wiener Frauen. Außerdem ſind für Fremde die Reſtaurants im Schwan und bei Prevoſt zu empfehlen, die einen pariſer Zuſchnitt haben.

Digitized by Google

Die Kaiſergruft.

Täglich habe ich in Wien Neues geſehen, täglich bin ich Straß' auf, Straß' ab in dieſem wunderbar ſich kreuzenden Gewirr gewandert und immer habe ich friſche Eindrücke, friſche Betrachtungen mit in mein ſtilles Zimmer gebracht. Unter die ernſten, faſt ſchauerlich-traurigen, gehört die Beſichtigung der Kaiſergruft. Sie liegen da in Scharen, die Großen des Reichs, zuſammengedrängt in einem Gewölbe, eingeſchloſſen in mächtig große metallene Särge, von Moderduft umweht, ſtill, einſam, ſchweigſam, ihre Namen mit eiſernem Griffel eingegraben und ſie ſelbſt zuſammengetrocknet oder Staub!

Digitized by Google

Es gibt ein wunderliches Ceremoniel bei den Begräbniſſen der kaiſerlichen Herrſchaften in Wien, ein Ceremoniel, das, eng verwandt mit dem Katholicismus, nicht ohne tiefern Sinn iſt. Wenn Einer unter ihnen geſtorben iſt und nun hieher zu den Kapuzinern am Mehlmarkt mit allem Gepränge der höchſten Würden und Ehren gefahren wird, die Straßen voll wogender Menge ſind, Alles ſich drängt und ſtößt und die Stadt eher einem Feſte als einer Trauer ähnlich ſieht, ſo klopft der Oberhofmarſchall an die Pforte der Kloſterkirche und der Pförtner fragt mit hohler, tiefer Stimme: „Wer begehrt Einlaß?“ Der Oberhofmarſchall antwortet, indem er den Namen des Todten mit den Titeln der Weltlichkeit nennt. Der Kapuziner ſchüttelt das Haupt. „Ich kenne keine Majeſtät,“ erwidert er ernſt, „ich kenne keinen Herrſcher, keine Erzherzöge, keine Fürſten.“ Die Pforte bleibt verſchloſſen. Der Oberhofmarſchall klopft von neuem. Ungeduldiger ruft der Pförtner: „Wer da?“ Nochmals wird Einlaß für Dieſen oder Jenen mit Fortlaſſung einiger Titel

begehrt. „Auch Den kenne ich nicht", entgegnet der hochehrwürdige Herr. „So bitte ich um Einlaß für den Sünder", entgegnet der Oberhofmarſchall und nun, um dieſer Demuth, um dieſes Vergeſſens des Irdiſchen, um des kaſteiten Fleiſches willen öffnet das Thor ſich und nicht der Kaiſer oder die Kaiſerin, nicht der Erzherzog oder die Erzherzogin, nein, der Sünder, der Bußfertige, der am Fuße des chriſtlichen Kreuzes Geſtorbene hält hier ſtill ſeinen letzten, traurigen Einzug. Und wahrlich, nichts iſt ernſter, mahnender als dieſe vom Kaiſer Mathias geſtiftete und von Maria Thereſia vollendete Kaiſergruft. Es iſt ſchaurig, feucht hier! Ein Kapuziner mit blaſſem Angeſicht, die rauchende antike Oellampe in der Linken, die Rechte mit klirrenden Schlüſſeln beſchwert, ſteigt vor uns die dunkeln Stufen hinab. Rechts geht es in eine mit ſchwarzen Gittern verſehene, durchaus lichtloſe Gruft; links iſt das in runden Bogen aufgeführte Gewölbe, in welches das Licht von oben hereinfällt. In der Gruft rechts, wo ſich das überraſchte Auge erſt an die rabenſchwarze

Dunkelheit gewöhnen muß, liegen theils in einfachen, theils in reichern Särgen die Herrſcher und Herrſchersſöhne, die Frauen und Töchter, die vor Maria Thereſia lebten, liegt Mathias, der Stifter, die fromme Eleonore, der letzte Habsburger, die Erzieherin der Kaiſerin Maria Thereſia, die Gräfin Fuchs. Es iſt ſchön, daß dieſe einen Platz in der Kaiſergruft gefunden; es ehrt Beide, die Kaiſerin und die Gräfin, aber es fröſtelt mich doch unter dieſen metallenen Särgen, auf denen grinſende Gerippe kaiſerliche Kronen tragen. Der Tod iſt ſchauerlich. Schauerlich tönen die Worte des Kapuziners, die Namen der Verblichenen, die Erinnerungen an die Geſchichte. Wie kalte, rieſelnde, ſchwer fallende Waſſertropfen hallt das Wort von den Lippen der Sprechenden. Die Schatten der Oellampe rufen die Geſpenſterfurcht wach. In unbeſtimmten Formen läuft ſie an den Wänden hin oder huſcht mit flüſterndem Flügelſchlag aus den Ecken hervor. Endlich tritt der Kapuziner zu der Maria-Thereſia-Kapelle. Hier iſt Licht und Wärme. Die Oellampe verliſcht vor

der Tageshelle, die herunter durch das Dach fließt. Hochthronend in der Mitte der freundlichen Gruft liegt Maria Thereſia vereint in einem Sarge mit dem beweinten Gemahl; um ſie herum die früh und ſpät geſtorbenen Kinder, die kleinen rührenden Särge neben den großen, und ihr zu Füßen Joſeph II., deſſen krankes Herz hier den ſüßen Traum der Unſterblichkeit träumt. Der müde Pilger wünſchte auf den Deckel ſeines Sarges die Worte eingraben zu laſſen: „Joſeph II. ſtarb, ohne das Gute, das er wollte, vollbracht zu haben.“ Die Etikette ließ dieſe wehmüthige Wahrheit, dieſe Klage eines menſchlichen Kaiſers nicht zu. Da liegt er mit einer lateiniſchen Inſchrift auf dem Sarge und um ihn herum ſtehen die Brüder und Schweſtern, die Eltern und ſeine Frauen, ſteht dies ganze geſtorbene Geſchlecht, aufgewachſen mit großartigen Verſprechungen und geknickt durch das Leben, das Keinem Wort hielt. Ach, es umdämmert mich die Nacht der Trauer über dieſe verlorenen Hoffnungen, die Jeder ſo kühn zu hegen wagt! Und doch — wer geſteht nicht, daß

das Erlangte weniger bezeichnend als das Erſehnte iſt? Charakteriſiren ſich doch die meiſten Menſchen durch Das, was ſie ſuchten, nicht durch Das, was ſie thaten.

Aus der Maria-Thereſia-Kapelle tritt man in die Franzens-Gruft. Der Sarg des letzverſtorbenen Kaiſers iſt von Marmor und um ihn herum gruppiren ſich die Särge ſeiner drei Frauen. Der vierten, noch lebenden, iſt der Platz bereits angewieſen. Franz ſteht erhaben wie die Kaiſerin Maria Thereſia. Er beherrſcht die Gruft, wie er einſt das Land beherrſchte. Individualität, das heißt Selbſtbewußtſein, Liebe zum Volke, das heißt Drang zu binden, ſtatt zu löſen, ſchlummern hier. Franz war human. Er fühlte, daß der Friede nicht im Schlafe, ſondern in der That, nicht im Einlullen der Nationalität, ſondern in ihrer Entwickelung läge. Er fühlte auch den Mangel an volksthümlicher Wahrheit und die Aufgabe, dieſe hervorzurufen. Dennoch gab er ſich mehr der Stabilität als dem Fortſchritt hin. Warum? Die Stockungen um ihn waren organiſch gewor-

Digitized by Google

den. Erhalten konnte er; zum Entwickeln fehlte ihm die geiſtige Bedeutſamkeit, dieſer Duft des unmittelbaren, höhern Lebensſchwungs.

Von der Franzens-Gruft tritt man in die des jetzigen Kaiſers. Sie iſt leer, feucht und dunkel. Nur in einer Ecke rechts, eilig dahingeſetzt, herausgeriſſen aus dem Zuſammenhang, ſteht ein einfacher Sarg. Das ſind die Ueberreſte des Herzogs von Reichsſtadt, des Sohnes Napoleon's und der Erzherzogin Marie Luiſe; das iſt der ehemalige König von Rom, die Hoffnung ſeines Vaters, der verſchollene Jubel Frankreichs! Welche krankhafte Entzückungen, welche brennende Sehnſucht mag dieſer Jüngling empfunden haben, als er den Thaten ſeines Vaters folgte! Wie mag es ihn hinaus aus Wien getrieben haben, wie ihn gemahnt an die verſunkene Vergangenheit, an die verſcherzte Zukunft! Erklärt ſich ſein Tod nicht aus dieſen Reibungen, dieſer ergreifende, tragiſche Tod, den Niemand ohne Rührung überdenkt? Woher konnte er auch die Kraft nehmen, ſich von den hergebrachten Feſſeln zu befreien? Wagte er Aufflüge, ſo

ſank er immer wieder hülflos herab auf dies kleine ferne Terrain, gleich den Adlern in Schönbrunn, denen man die Flügel geſtutzt und die man nun hinausläßt in das Freie mit der Erlaubniß zu fliegen.

In einer andern Gruft ſteht der neue blanke Sarg des Erzherzogs Karl. Das war ein edler Mann! Der hat ein großes Wort mitten in die Zeit der Feigheit hineingeſchleudert, ein Wort, das das Mark der Ehrenhaftigkeit durchdrang, das es ſtärkte und wieder lebendig ſein ließ. Alle waren Napoleon käuflich, dieſe Helden des Tags, nur Erzherzog Karl war es nicht. Der hatte mitten in der Schmach — Trotz, einen eiſernen, männlichen Trotz, koſtete die ſchnöde Zeit aus und blieb ganz er ſelbſt.

Von dieſem Letztgeſtorbenen fort, ſtieg ich getröſtet hinauf aus der Kaiſergruft. War der Gang mühſelig, ſo war er nicht unfruchtbar geweſen. Hier hatte ich gelernt, die Nebel der Vergangenheit zu lichten und von dieſen Särgen aus, Perſpective für Gedankengänge zu finden, die

Digitized by Google

immer wieder hin auf die göttliche Menſchen-erziehung, auf die innere Stufenleiter einer rei-fenden Selbſtbeſchauung, auf Läuterung und Er-hebung für ein beſſeres Sein deuten.

Digitized by Google

Donner's Brunnen am Mehlmarkt.

Vor mir lag im hellen Sonnenglanz der Mehlmarkt mit ſeinem eleganten Brunnen von Raphael Donner gefertigt. Wie die Todten da hinter mir ein Recht auf die Erinnerung haben, ſo auch der Künſtler in ſeinem Werk. Wahrlich, dieſe kräftigen Geſtalten verherrlichen Donner's Namen, der ſo elend gelebt und ſo kümmerlich geſtorben iſt. In der Mitte des zu weit ausgedehnten Baſſins ſitzt auf einer Erhöhung die Vorſehung und um ſie herum gruppiren ſich vier Kinder, die waſſerſpeiende Fiſche unter den Armen halten. Auf dem Rande des Beckens ſind zwei weibliche und zwei männliche Flußgottheiten gelagert, die gleichfalls Waſſer aus Urnen und Muſcheln gießen.

Die weiblichen ſind idealiſch ſchön. Ihre Geſtalten haben die Poeſie der Ruhe, die friſche Kraft der Jugend neben der Züchtigkeit des Jungfräulichen. Die männlichen Figuren ſind derb. Dieſe Flußgötter treten mit der Macht des Geiſtes und des Fleiſches auf. Der eine, nachläſſig auf den Rand des Beckens geſtiegen, ruht mit dem rechten Bein auf demſelben und das linke läßt er hinab auf die Stufen hängen. Der andere hat ſich faſt ganz dem Becken, aber außerhalb zugekehrt. Er kommt mit dem einen langausgeſtreckten Bein bis auf das Straßenpflaſter. Der Rücken iſt kräftig und bloß. Die ganze Geſtalt hat etwas Keckes, Gladiatoriſches. Ich wette, daß dieſer Flußgott mit Jedem anbinden, Sturm und Aufruhr hervorbringen, ja Widerſpruch und Willkür üben dürfte.

Digitized by Google

Schwanthaler's Brunnen auf der Freyung.

Ein Brunnen anderer Art, lange nicht ſo ſchön und künſtleriſch wie der von Donner, ſteht auf der Freyung, von Schwanthaler verfertigt, pomphaft als eines der gelungenſten Werke dieſes Meiſters ausgerufen, aber ſo wunderbar altdeutſchelnd, ſo verzwickt und verzwackt, daß ich mich gar nicht mit ihm befreunden konnte. Zuſammengedrängt wie ein Thurm, erinnert er an lebendige Beduinenpyramiden, wo Einer ſich auf den Kopf des Andern ſtellt. Schön kann ich dieſe Anordnung um ſo weniger finden, als der Brunnen dadurch auf dem großen Platz faſt zur Kleinlichkeit herabſinkt. Die Auſtria ſteht auf einer mit Eichen umrankten Säule mit der Mauerkrone, der Lanze und

dem Schilde, und unter ihr ſtehen dicht aneinandergedrückt, ſchildwachenartig, die vier Flüſſe Oeſtreichs, die Donau, der Po, die Weichſel und die Elbe. Denke ich mir dieſe Geſtalten weiter voneinander, in verſchiedenen Stellungen, die eine liegend, die andere ſitzend; laſſe ich den Wind etwas mehr um die Locken der einen oder der andern, in dem Gewande dieſer oder jener ſpielen, ſo gewinnt der Anblick gleich Leben und Freiheit. Aber in dieſem plaſtiſchen in Reihe und Glied Stehen, in dieſer monotonen Aufſchichtung, in dieſem emporgezackten Baſalt, in dieſen Meermuſcheln und dicht an den Leib gehaltenenen Rudern und Steuern kann ich nur Ungeſchmack, nur Neuerung, keine Kunſt finden.

Die Schatzkammer.

Ich habe die kaiſerliche Schatzkammer beſucht. Unter den vielen Arbeiten aus Elfenbein, Rhinozeroshorn, Achat, Jaspis, Porphyr und Lapislazuli, unter den ſchimmernden Diamanten der Krone, unter den Krönungsmänteln und den Taufzeugen, unter all' den peruvianiſchen Reichthümern, von denen *ein* Splitter ganze Familien beſeligen würde, haben mich nur zwei Gegenſtände intereſſirt: der Kinderwagen des kleinen Königs von Rom, den die Bürger von Paris fertigen und ihm überreichen ließen, und ein aus Holz geſchnitzter todter Kanarienvogel, das Meiſterwerk eines Franzoſen aus Nancy. Knüpfte ſich an erſteren die erneute Erinnerung an Napoleon, ſo mußte ich

an letzterem die Befähigung eines Genies bewundern, das aus einem Stücke Holz eine ſolche Maſſe ſtaubartiger Federn, eine ſo lebendige Naturanſchauung zaubern konnte. Dieſer Kanarienvogel iſt wahrhaft erſtaunenswerth. Seine Flügel, das rückwärtsgeſunkene Köpfchen, die gebrochenen Augen ſind ſo wahr, daß man den kleinen Körper für ein Product der Natur zu halten geneigt iſt.

Digitized by Google

Die Reitſchule.

Die ſchöne Winterreitſchule in der Burg gewährt einen impoſanten Anblick. Hier leitete Maria Thereſia ein Frauencarouſſel, bei dem ſie ſelbſt die Preiſe gewann, und hier fand zur Zeit des Wiener Congreſſes das kaiſerliche Carouſſel ſtatt, woran die vierundzwanzig wiener Schönheiten mit dem Namen belles d'amour Theil nahmen. In Anzügen aus dem ſechzehnten und ſiebzehnten Jahrhundert, funkelnd in Diamanten und Gold, ſaßen ſie oben auf der Tribüne und ſchauten dem Rennen und den Gefechten der vierundzwanzig Ritter zu. Neben ihnen die Kaiſer und Kaiſerinnen, die Könige und Königinnen, die Fürſten Deutſchlands und die Diplomaten Talleyrand, Hardenberg,

Caſtlereagh, Neſſelrode, Löwenhjelm ꝛc. Das war ein Strahlen, ein Wetteifern, eine Nacht, die zum Tag gemacht war; das war ein Eiferſüchteln, ein Intriguiren, ein Haſchen, ein Kokettiren, bis Alles zurück in die Vergeſſenheit, zurück in das Alltagsleben ſank, bis der Wiener Congreß zerſtob und Dieſem ein Stück Land genommen und Jenem ein Stück Land gegeben hatte.

Ebenſo lebhaft als in dieſer Reitſchule wird man an den Wiener Congreß in der Remiſe erinnert, wo die vergoldeten Schlitten ſtehen, in denen die Kaiſer, Könige und Herzöge ihre Damen ſpazieren fuhren. Das ſind freilich andere Schlitten als die kleinen, unſcheinbaren unſerer Zeit. Sie ſtammen von Maria Thereſia, die einmal ſogar Schnee von weither in die Straßen Wiens führen ließ, blos um das Vergnügen einer Schlittenfahrt zu haben. Neben dieſen koloſſalen, mit ſchönen, wenn auch barocken Zierrathen verſehenen Schlitten ſtehen die Krönungsequipagen, mehr oder weniger mit Gold und Alterthümlichkeit geſchmückt, und unter ihnen der Huldigungswagen. Ganz

ſchwarz, weil ein Kaiſer nur auf dem Grabe des andern ſich huldigen laſſen kann, iſt er von wunderbar ſchöner Schnitzarbeit und unſtreitig ein Meiſterwerk der Kunſt und des Geſchmacks. Wie manches Kaiſerherz hat hier ſchon ſeiner Zukunft entgegengeſchlagen! Wie viele ſtolze Hoffnungen ſind in dieſem Wagen durch die wiener Straßen gezogen worden! Wie Manches hat ſich bewährt! Wie Vieles iſt unerfüllt geblieben!

Sehr impoſant ſollen die in der Reitſchule aufgeführten Muſiken im Winter ſein, für die das Orcheſter an tauſend Inſtrumente ſtark iſt. Eine ſolche großartige Wirkung zuſammenarbeitender Kräfte findet ſich vielleicht nirgends als eben in Wien!

Das Sophienbad.

Man hatte mir ſo viel vom Sophienbad geſprochen, daß ich, ohne zu wiſſen, was dies Bad ſei, hinaus in die Anſtalt fuhr, in der Vorausſetzung, eine muſterhafte Ordnung und eine elegante Einrichtung zu ſehen. Als ich anlangte, traf ich einen Portier, der, an der Caſſe ſitzend, mich Billets zum Einlaß bezahlen und dann zwei Treppen hinaufſteigen ließ. Das kam mir ſeltſam vor; allein was thut man nicht Alles, um ſein Touriſtengewiſſen zu befriedigen? Ich ſtieg alſo und ſtieg bis ich die zwei Treppen erklommen hatte. Ein zweiter Portier nahm mir in aller Ruhe die Billets ab, öffnete eine Thüre und ließ mich näher treten. Ich ſah eine weite, mit kleinen Säulen getragene Halle,

die eine Balüſtrade bot. Elegante Damen ſaßen auf Stühlen mit Lorgnons bewaffnet und ſahen hinab. Ich kam näher. Himmel, welch ein ſeltſamer Anblick, der ſich mir jetzt darbot! Unter mir hatte ich ein ungeheures Waſſerbaſſin, in dem wol an zwanzig Männer und Knaben Schwimmunterricht nahmen. Die Einen bewegten ſich an Stricken, die der Lehrer ihnen umgebunden, die Andern ſtanden auf Wippbretern, von denen ſie ſich hinab in die Tiefe ſtürzten. Da waren kaum der Kindheit entwachſene Jünglinge, die jubelnd und blond im Waſſer herumplätſcherten, und ſchwarze bärtige Krausköpfe, die, wohlgemäſtet, ſich's ſehr ſauer in ihrer Tritonenarbeit werden ließen. Hier hatte ein Kind ſich in ein naſſes Badetuch gewickelt, dort ſchien ein Lehrer einem Aeltern Muth durch Zuſprechen einflößen zu müſſen. Ueberall gruppirten ſich die Schwimmenden am breternen Rande und im Baſſin; überall ſchien Heiterkeit und Freude zu herrſchen — und oben ſaßen die Töchter Eva's und guckten hinunter in dieſes ſeltſam bevölkerte Waſ-

ſer, das, abgelaſſen, einen Tanzfußboden hat. Ob mir das komiſch vorkam? Ich geſtehe, daß mir die wiener Harmloſigkeit hier barock erſchien. Ich kann nicht billigen, daß man Frauen in eine Anſtalt als Zuſchauerinnen läßt, die nur für Männer iſt. Was ſoll dieſes unbefugte Sichhinzudrängen? Was dieſes ſich im Naturzuſtande Beſchauenlaſſen? So unſchuldig ſind wir Alle nicht mehr, daß wir uns im Paradieſe wähnen könnten. In dieſem allein wäre eine ſolche öffentliche Schwimmanſtalt zuläſſig; an anderen Orten iſt ſie ſehr anſtößig und weckte in mir das Bedauern, daß ich mich von dieſer Anſtalt nicht vorher beſſer hatte unterrichten laſſen.

Digitized by Google

Die Gemäldeſammlung des Fürſten Paul Eſterhazy.

In der Maria-Hilf-Vorſtadt liegt ein Palaſt von dunkeln Büſchen umgeben, eingezäunt durch hohe Bäume, fern vom Wagengeraſſel, losgelöſt von Wien und doch mitten im Getümmel. Das iſt der Palaſt des kunſtſinnigen Fürſten Paul Eſterhazy. Wenn man durch das Portal in den Hof und dann eine Treppe hinauf in die erſte Etage ſteigt, öffnet ſich eine unabſehbare Reihe Zimmer, in denen eine ſolche Maſſe herrlicher Gemälde aufgeſtellt iſt, daß man in der That über das Beſitzthum eines Privatmannes und über die Opfer, die hier der Kunſt gebracht worden ſind, ſtaunt.

Digitized by Google

Die Sammlung enthält circa ſechshundert Gemälde, mehr oder weniger bedeutend und muſterhaft aufgeſtellt. Ich übergehe die erſten Zimmer, die die „Holländiſche und Niederländiſche Schule“: die Rembrandts, die Van Dyks, die Wouwermanns, die Ruisdaels, die Tenniers, die Van Os, die Rubens, enthalten. Ich ſehe nur flüchtig die franzöſiſchen Meiſter, die Pouſſins und Claude Lorrains, um zu den lieblichen Murillos zu gelangen. Da iſt ein Straßenjunge, ein reizender Gamin, dem man ſeiner idealiſchen Schönheit willen die zerlumpten Kleider und die Schmutzanflüge vergibt, und da iſt eine Maria mit dem Jesuskinde, welches drei Miſſionairen Brot darreicht. Welche Emancipation von der Schule und dem Syſtem! Welche kecke Wahrheit! Welche glühende Anſchauung der Heiligkeit in dieſer Maria und in dieſem Kinde! Alles an dem Bilde iſt ein belauſchter Uebergang des Zeitlichen zum Ewigen. Was wir denken und fühlen können im Glauben an die Mutter Gottes, das iſt mit Farben zuſammengehalten. An die kann man ſich aufgelöſt lehnen; in dieſe Augen

kann man ein Jahrhundert lang blicken. Ja, wäre dies Bild in einer Kirche, ich kniete davor und begriffe, daß man vor Bildern beten kann.

Murillo hat eine Bauerdirne mit einem Spinnrocken und das Bildniß eines jungen Mädchens gemalt. Das iſt ſo liebenswürdig an dieſem Meiſter, daß er das Zarteſte und das Derbſte, das empfindungsvollſte Seelenleben und die materiellſte Brutalität darſtellen kann und immer naiv, immer würdig, immer äſthetiſch bleibt. Ich glaube auch, daß das in Spanien leichter als anderswo iſt, denn die Scholle beherrſcht den Menſchen. Sie gibt ihm Anſchauungen und Erfindungen, die er nur auf ihr haben kann. Jedes Land hat ſeine Symbole. Spanien hat Wärme und Schönheit, darum glüht Murillo wie die Sonne über ihm!

Unter den italieniſchen Bildern habe ich Tizian's Geliebte, von ihm ſelbſt gemalt, einen Chriſtus von Guido Reni und von Mola das Jeſuskind ſehr ſchön gefunden. Das reichſte Zimmer iſt unſtreitig das elfte, das Leonardo da Vincis, Domenichinos und Corregios von großem

Werthe hat. Das Bildniß des Leonardo da Vinci von ihm ſelbſt und das des Correggio von Jenem gemalt, ſind durchgreifende Erſcheinungen. Beide, eingehüllt in das Gewand der Wirklichkeit, mit den pulſirenden Geiſteskräften haben edle Phyſiognomien. Leonardo da Vinci iſt kräftiger als Corregio, aber dieſer iſt ſchöner. Wie tief und frei er uns anſieht! Wie gemäßigt und gläubig ſich das Geſicht nach oben wendet! Wie viele Ahnungen und Wünſche um den leidenden Mund ſchweben! Leonardo hat etwas vom göttlichen Trotz mit herunter auf die Erde genommen. Seine Augen verrathen Stoicismus. Der will und was er will, das ſetzt er durch.

Recht hübſch iſt ein Schutzengel von Matteo Roſſelli. Es iſt eine liebliche Idee, daß uns ein Engel mit kühlem Flügelſchlag umſchwebt, daß er uns tröſtet, wenn wir leiden, ſchützt, wenn wir Gefahr laufen. Wer kann angeben, wie der Glaube uns kam? Aber er iſt tiefgewurzelt; er beſucht uns im Schlafe, er ſchlägt mit uns die Augen auf. So will ich wünſchen, daß Jedem

ſein Engel ſo lieblich und ſanft wie der Schutz- geiſt Roſelli's erſcheine.

Unter der „Deutſchen Schule“ befindet ſich ein Bild von Angelika Kaufmann, „eine Dame am Putztiſch“, unſtreitig beſſer als der junge Pyrrhus gelungen, der dem Glaucias vorgeſtellt wird. Ich glaube nicht, daß Frauen zum Hiſtoriſchen beru- fen ſind. Sie intereſſiren ſich zu lebhaft fürs Einzelne, um den Inſtinkt der Maſſe zu haben. Jeder Moment in der Geſchichte iſt abgerundet und dieſe Abrundung wiederzugeben, iſt eine zu abſtracte Aufgabe, als daß ſie den Frauen gelin- gen könnte. Das beweiſt Angelika durch ihren Pyrrhus, wie Schriftſtellerinnen das durch ihre hiſtoriſchen Romane beweiſen. Sie können viele Detailſchönheiten haben, aber ſie werden ſelten ein Ganzes bilden.

In einem untern Raum der Eſterhazy'ſchen Sammlung ſteht die Büſte Napoleon's von Ca- nova und eine Tänzerin von Thorwaldſen; die Eroberungsluſt ſeiner Phyſiognomie erſcheint in dieſer Napoleon's-Büſte dem Ehrgeiz untergeordnet.

Seine Stirn ſcheint ruhig; nur um die Lippen zuckt es despotiſch und das Selbſtbewußtſein ſcheint Blitze gegen das Schickſal ſchleudern zu wollen. Sir Hudſon Lowe ſtand einſt vor dieſem Werk. Als man ihn fragte, ob es ähnlich ſei, erwiderte er: „In St. Helena ſah Napoleon anders aus!“ Ich glaub's ihm wol, dieſem Werkzeug kalter, wenn auch nothwendiger Politik, daß Napoleon ein anderer Ausdruck als dieſer auf ſeiner Prometheusinſel abgenöthigt worden iſt. Aber ich denke mir, gegohren hat es doch ſtets in ihm. Das war ſeine Natur und die Natur verwandelt ſich nicht, die iſt immer dieſelbe.

Das kaiſerliche und bürgerliche Zeughaus.

Einen großen Eindruck machte mir das kaiſerliche Zeughaus in ſeiner künſtleriſchen Aufſtellung von hundertfunfzigtauſend Waffen. Das Gebäude bildet ein Viereck. Im Innern des Hofes iſt eine ungeheure Kette aufgehängt, die die Türken zur Sperrung der Donau verfertigen ließen. In dem erſten Stockwerk reiht ſich ein Saal an den andern und jeder dieſer Säle iſt von oben bis unten, die Decke mit eingerechnet, mit Flintenläufen, Säbeln, Piſtolen, Bayonneten, Fahnen, Rüſtungen, Kanonen, kurz, alle Dem geſchmückt, was der Krieg in ſeinem blutigen Gefolge führt. Man ſieht nichts als Waffen, von den älteſten bis zu den neueſten; eroberte Fahnen und franzöſiſche Adler,

ſchwerfällige Lanzen und ſchöngearbeitete Panzerhemden, Ritter, die zu Pferde und zu Fuße, das Viſir geſchloſſen oder offen, ins Feld zu ziehen ſcheinen, Alles maſſenhaft und mit einem überraſchend künſtleriſchen Geſchmack geordnet. So bilden z. B. an dem Plafond der Säle Waffen aller Gattungen öſtreichiſche Adler. Man denkt, das ſei wenigſtens ſtellenweiſe mit Farben ergänzt. Das Material jedoch, was dazu verwandt iſt, ſind Piſtolenläufe, Bayonnete, Flintenſchlöſſer, nichts weiter; die Säulen, die die Säle ſtützen, ſind aus Gewehren, von denen eins im andern ſteckt, in eleganteſter Form gebildet. Die Niſchen, in denen die Rüſtungen ſtehen, ſind überall mit Waffen bekleidet. Alles ſcheint Zierrath und doch iſt dies Zeughaus nur ein Depot, von dem jeder einzelne Theil brauchbar iſt. Dabei hat es manche hiſtoriſche Reliquien, Rüſtungen aus entfernten Zeiten, Fahnen und Uniformen der neueren Kriege; auch Fahnen von den Kreuzzügen her mit dem Zeichen des Kreuzes, mit Chriſtusbildern, die man ſich hochflatternd in den Lüften, von der Begeiſterung

getragen denken muß; einen Hut von Gottfried von Bouillon, das Wamms, in dem Guſtav Adolf die mörderiſche Kugel traf, ſo Manches, woran man heitere und ernſte Gedanken ſpinnen, den Charakter einer ganzen Zeit überſehen, Götzendienerei und Chriſtenthum ſtudiren kann. Natürlich läuft auch Fabelhaftes unter. Zu dieſem gehört die Rüſtung der ſchönen Libuſſa und ihrer Waffengefährtin Wlaſta, die Beide männliche Kleidung und eiſerne Spitzen an den Füßen trugen. Mit dieſen, erzählt die Fabel, tödteten ſie die gebrauchten und verbrauchten Liebhaber. Der beſonders grauſamen Wlaſta, dieſer geſchwornen Männerfeindin, dieſem Ausbund fraulicher Emancipation, hat man ein abſchreckend häßliches Geſicht gemacht. In deren Bruſt wohnte kein Ideal der Hingebung, kein harmoniſches Geſetz der Liebe; die hatte nur den Egoismus des Mannes, die weibliche Verirrung der Freiheit. Zu dem Geſicht der Libuſſa würde ich ſchon eher Vertrauen faſſen. Sie iſt wenigſtens ſchön. Die Schönheit iſt immer eine Vermittelung und Verſöhnung, ein milderndes Prin-

Digitized by Google

cip, eine Aufforderung zur Dankbarkeit. Die Schönheit hat das Bewuſstſein ihrer Gewalt; ſie braucht nicht zu erringen, weil ſie beſitzt, ſtatt daß die Häßlichkeit aus dem unklaren Gefühl ihrer Muthloſigkeit den Haß und den Drang nach Erſatz großzieht. Sie hat ſich gegen etwas zu wehren; ſie muß gegen den von ihr gemachten Eindruck zu Felde ziehen. Aecht weibliche Charaktere gehen aus dieſer Prüfung geläutert hervor; aber die ſchroffen werden hart wie Wlaſta, gefährlich und emancipationsſüchtig ſein.

Unter den Rüſtungen ſind auch welche für Kinder, leicht und graziös gearbeitet, die die alten Ritter ihren heranwachſenden Geſchlechtern zur Uebung und Vorbereitung für ſchwere tragen ließen. Mich haben dieſe kleinen Helme, Knie- und Armſtücke ungemein in der Betrachtung intereſſirt, wie vernünftig unſere Vorfahren ihre Kinder zu erziehen wußten. Gleich von der Geburt an verfolgten ſie einen beſtimmten, gradeauslaufenden Zweck, übten die Glieder, entwickelten und ſtärkten für den Gedanken, daß das Leben weniger Genuß

als Arbeit ſei, indeß wir immer auf die Verwöhnung, auf die Verflachung losſteuern, immer den Kleinen, ſtatt ihnen ein Ziel vorzuſtecken, Zeitzerſplitterung, Befriedigung des Inſtinkts, Entſchuldigung für Schwäche lehren. Wir nennen unſere Vorfahren roh. Rohheit iſt beſſer als Feigheit. Rohheit ſetzt wenigſtens ein friſches, freies Naturgefühl, ein Feſthalten am Recht, ein ausgeprägtes Pflichtgefühl voraus, ſtatt daß unſere Epoche Demoraliſation, Hochmuth, hundert Thorheiten und nicht eine Tugend beſitzt. Die Grundgedanken unſerer Vorfahren waren einfach und klar; dieſe machten ſie groß. Was ſind unſere Unterrichtsmethoden, unſere pädagogiſchen Erziehungsprojecte anders als verwirrende Syſteme, die die jungen Köpfe in Fieber verſetzen? Wir haben Erzieher, aber es ſind bezahlte; wir haben Mütter, aber ſie ſind träge oder vergnügungsſüchtig; wir haben einen Staat, aber er iſt ſtabil.

Das bürgerliche Zeughaus iſt lange nicht ſo reich wie das kaiſerliche. In dieſem bewahrt man die Uniform von Franz I. auf. Als der Cuſtode

ſie uns zeigte, machte er uns aufmerkſam auf die Spuren des „hochſeeligen Schweißes“. Verwunderliche Pietät, ſinnloſe Gutmüthigkeit, demüthigende Götzendienerei für den Herrſcher!

Der Augarten.

Vom Zeughaus rettete ich mich ins Freie. Da wehte mich das Leben, die Heiterkeit an, da fühlte ich, daß es ſich, um das Daſein ſchön zu finden, im Grunde mehr um das Princip in als außer uns handle, da iſt mir, unter den majeſtätiſchen Bäumen des Augartens, wieder ſehr wohl geworden. Die beneidenswerthe Ruhe, die man in dieſem nun verlaſſenen Parke genießt, der Anblick der üppig prangenden Natur, das Flüſtern und Zittern der Blätter und Gräſer haben etwas Tröſtendes. Ich finde es erfreulich, wenn große Städte in ihrer unmittelbaren Nähe ſchöne, ſchattige Spaziergänge beſitzen. In jedem gebildeten oder ungebildeten Gemüthe lebt das Bedürfniß, ſich

Digitized by Google

Stunden der Einkehr zu gewinnen, Stunden, wo es die guten und böſen Eindrücke, das Herbſte und Süßeſte nochmals durchempfinden kann. Kein Ort kann geeigneter dazu als ein Park oder auch nur ein einſamer Garten ſein. Ueberdies hat die Natur Etwas, das das poetiſche Erfaſſen der Gegenſtände nährt und entwickelt. Der Anblick eines ſchönen, weit in die Wolken hineinragenden Baumes, die lieblich zarten Färbungen des Laubes, die Sonnenblicke auf der Erde, die zwiſchen Moſen und Farrenkräutern herumhüpfen, das Zwitſchern der Vögel, das Summen der Inſekten weckt andere und beſſere Gedanken, als die im Triebrad der ſtädtiſchen Geſchäfte, auf der Straße oder in den vier Wänden entſtehen.

Der Augarten gehört unter Joſeph's II. philanthropiſche Einrichtungen. Er öffnete ihn dem Publicum mit der Inſchrift: „Allen Menſchen gewidmeter Erluſtigungsort, von ihrem Schätzer.“ Damals ſtrömte ganz Wien hin. Damals war es wirklich ein Ort der Erheiterung. Ich will auch glauben, daß er ſchön war mit dem bunten

Gewirre in ſeinen ſteifgeſchnittenen Lenotre'ſchen Gängen, mit den Volksfeſten und der ſchmetternden Muſik. Mir behagte er in ſeiner jetzigen, faſt ſchwermüthigen Geſtalt, in ſeiner ſinnigen Einſamkeit, in der Stille und Fülle der Bäume. Ich bin oft im Augarten geweſen, weil er in dieſer Jahreszeit, reich an Schatten und Licht, an Duft und Farbe, immer eine Stätte des Friedens und der Erholung war.

Die Akademie der Wiſſenſchaften.

Als Leibnitz vor hundert und einigen dreißig Jahren in Wien war, faßte er den Gedanken, die Gründung einer Akademie der Wiſſenſchaften anzuregen. Der Gedanke ſcheiterte an Hinderniſſen, die ſich aufwarfen. Maria Thereſia nahm die Idee funfzig Jahre ſpäter wieder auf und wieder ging ſie unter in Intriguen und Machinationen. Viel hatte daran die Geiſtlichkeit Schuld, die in den Reformen und Neuerungen immer nur die Beeinträchtigung ihrer Rechte ſieht. Aber was Leibnitz und Maria Thereſia nicht gelungen war, das ſetzte Hammer-Purgſtall durch. Er ſcheute ſeit zehn Jahren keine Mühe, um endlich ein Inſtitut ins Leben treten zu laſſen, deſſen Nichtvorhandenſein

Digitized by Google

ein bedeutungsvolles, vielfach zu beantwortendes Fragezeichen für öſtreichiſche Zuſtände war. So iſt ſie denn endlich, dieſe langerſehnte Akademie, und zwar unter der Aegide des Erzherzogs Johann hervorgerufen. Der Fürſt Metternich iſt ihr Curator. Hammer-Purgſtall iſt Präſident. Schon ſind wichtige Fragen und unter ihnen die wichtigſte, die Cenſurfrage, verhandelt worden. Aber hier ſtockt es wieder. Je dringender das Bedürfniß einer freiern Preſſe iſt, deſto drückender ſind die Bande, die wie Polypenarme jeden Athemzug umſtricken. Der freie Gedanke, das Wort, die Schrift ſind noch immer gefeſſelt.

Der juridiſch-politiſche Leſeverein.

Unter ſolchen Umſtänden iſt das ſchon ein Fortſchritt zu nennen, daß ſich in Wien ein juridiſch-politiſcher Leſeverein gebildet hat, in dem die ausländiſchen Zeitungen geleſen und Bücher und Broſchüren aller Art aufgelegt werden. Ich habe das Local geſehen; es iſt ein hübſcher Anfang für die Zukunft zu nennen, denn es iſt ein Mittelpunkt der Intelligenz, ein Kommen und Gehen, ein Leſen, das auf gemeinſchaftliches Intereſſe gegründet iſt. Angeregt durch Sommaruga iſt dieſer Verein ſeit 1842 entſtanden. Er darf mit Genehmigung der Regierung ſelbſt verbotene Bücher und Zeitſchriften, nur nicht die Bremer und Kölner Zeitung und die „Grenzboten“ halten. Dieſe drei

Blätter ſind ſtreng überall unterſagt und werden deshalb wol am meiſten geleſen. Geleſen wird überhaupt Alles, aber je anregender das Ausland iſt, deſto beklemmender iſt das Vorlegeſchloß, das der Schriftſteller hier am Munde trägt. Die Vorträge über Phrenologie, die vor einigen Jahren in Wien gehalten werden ſollten, wurden als irreligiös verboten. Es iſt erſtaunlich, worin die hochehrwürdigen Herren die Gottesläſterung ſuchen. Komiſch war es dabei, daß, als der Phrenolog in einem Geſandtenhauſe Privatvorträge hielt, man hier ſeine Divinationsgabe auf die Probe ſtellte, indem man ihm den Abriß eines Schädels hinreichte, von dem er muthmaßte, der Träger deſſelben ſei weder ein Poet, noch ein Idealiſt geweſen. Es war Schiller's Schädel. Solche menſchliche Irrthümer laſſen ſich die für gefährlich gehaltenen Phrenologen zu Schulden kommen und doch werden ihre Vorträge in Wien als irreligiös verboten.

Der allgemeine Hülfsverein.

Der Winter ſiebenundvierzig hat überall Wunden und auch in Wien geſchlagen. Als die Noth wuchs, die Armen obdachlos, vom Hunger halb getödtet, durch alle Thore in die Stadt ſchlichen, bildete ſich ein allgemeiner Hülfsverein, der in ſeinen Statuten äußerſt praktiſch zu nennen iſt. Nicht allein, daß täglich durch ihn nahrhafte Suppen vertheilt werden, es wird auch für Kleidung, für Schlafſtellen, für Arbeit, für Ankauf von Leb'ensmitteln im Großen geſorgt, um der ärmern Claſſe den Einkaufspreis zu erleichtern. Ohne Unterſchied der Religion, des Geſchlechts und des Standes iſt hier Jeder, der ſich genugſam aus-

weiſen kann, willkommen. Der Graf Colloredo-Mannsfeld ſteht an der Spitze dieſes Vereins und ihm nach folgen viele ehrenwerthe Namen, deren Philanthropie ſehr achtungswerth iſt.

Digitized by Google

Der Narrenthurm.

Auch in anderer Rückſicht ſcheint in Wien ein Humanitätsfortſchritt und zwar für die Menſchenclaſſe zu geſchehen, welche die leidendſte unter allen Leidenden iſt. Ich meine die öffentliche Irrenanſtalt, deren Localität ſo furchtbar ſchlecht, ſo durchaus auf die Entwickelung und Förderung des Wahnſinns berechnet ſcheint, daß endlich an beſſere, wohlthuendere Räume gedacht werden muß. Schon liegt ein Plan zur Unterſchrift des Kaiſers vor, der den Unglücklichen wenigſtens die Möglichkeit des Geſundwerdens eröffnen wird. Es handelt ſich um ein Capital von achthunderttauſend Gulden zur Aufführung eines Gebäudes, das den unſeligen Narrenthurm, dieſen ſchrecklichen Irrthum des

vorigen Jahrhunderts, in Folge deſſen die Irren unſchädlich gemacht, aber nicht geheilt werden konnten, in eine andere, praktiſchere, menſchenfreundlichere Form bringen ſoll. Die Aerzte haben die beſten Abſichten; ſie haben Kenntniſſe, Befähigung, Ausdauer, aber ſie werden theilweiſe in ihrem Berufe durch den Mangel einer pſychiſchen Direction, hauptſächlich durch die Localität und den Mangel an Platz gehindert, da dieſer es nothwendig macht, oft zwei, drei Irre in ein ganz kleines Zimmer zuſammenzuthun, wo ſie ſich natürlich durch dieſen beſtändigen Contact gegenſeitig in ihrem Wahnſinn beſtärken. In Prag iſt bereits eine vortreffliche Irrenanſtalt ins Leben getreten. Warum nicht längſt in Wien, wo es ſich doch nur um den Federzug eines Einzigen handelt? Ach das Unglück der Geiſteskrankheit iſt groß, ſo groß, daß ich, als ich den Narrenthurm geſehen, Gott aus tiefſter Seele für das Gleichgewicht in mir, für den Beſitz von fünf geſunden Sinnen hätte danken mögen! Was iſt der Menſch, wenn er die Selbſtbeherrſchung verliert? Wenn ſie über ihn

herſtürzen die Dämonen des Wahnes, wenn die Gedanken ſich hoch= oder demüthig ſo tief verwirren, daß er von ihnen hin= und hergezerrt, gepeitſcht, gebiſſen wird und er nun aufſchreien muß, wenn die Worte ſich überſtürzen, wenn er nicht mehr die Wahrheit vom Trug, ſich ſelbſt nicht mehr von Anderen unterſcheiden kann? Irre leiden ſehr! Sie wiſſen es Alle, daß ſie wahnſinnig ſind; ſie ſind nur phyſiſch oder pſychiſch ſo ſchwach, daß ſie ſich nicht beherrſchen können. Immer im Kampfe mit einer andern dunkeln Macht, die ihnen Schattenbilder an die Wand malt, haſchen ſie nach ihnen, arbeiten ſie ſich ab, bilden ſie ſich zu Zeiten ein, Dies oder Das erlangen zu müſſen, und fühlen doch ſelbſt, daß all' ihr Wollen, Thun und Sehnen nichts als Verwirrung iſt. Der Aufregung folgt dann Stumpfſinn oder Entmuthigung. Sie ſitzen Tagelang im Nichtsthun, im Nichtdenken, lächeln wol auch, weinen wol auch, bis irgend eine äußere oder innere Einwirkung ſie wieder emporreißt, bis ſie den Veitstanz mit der Macht neben ihnen wieder beginnen und immer tiefer

darin untergehen müſſen. Wie habe ich in dieſem Narrenthurm gefühlt, daß der Wahnſinn die Nachtſeite des Lebens, ſeine Hölle iſt! Wo gibt es ein ſchrecklicheres Drama als dieſes! Welche Verzerrungen des Ehrgeizes, der Liebe! Welche aufreibenden Kämpfe, welches Rennen und Laufen! Immer iſt es ein Gedanke, der ſich vor den Verirrten ſtellt, der ihn ruft, anlächelt, der ihn einladet, der ihm ſagt: Hoffe! Glaube! der ihn neckt, der ihm das Wort bricht, der ſich naht und wieder davonläuft. Die Ordnung, die Pünktlichkeit, die Regel iſt dieſen Unglücklichen ein Greuel. Die Zeit iſt ihnen unleidlich und troſtlos. Sie möchten ihr Weh ausſtoßen, hinaus in die Einſamkeit gehen, den Himmel über ſich, die Erde unter ſich fühlen und ſie ſind im Narrenthurm!

Ich ward zuerſt in eine Filialanſtalt geführt, wo ſich in einem ſehr kleinen, traurigen Local die für heilbar angeſehenen Kranken unter der ſpeciellen Aufſicht des Secundararztes Herrn Flögel befinden. Sein wohlwollendes, freundliches Weſen flößte mir Achtung und Vertrauen ein. Ich ſah

an der Art, wie er von ſeinen Irren redete, daß er ſie liebte, mit ihnen litt, daß er ſie gern geheilt wiſſen möchte; aber ich fühlte auch, daß die Regierung ein ſolches Beſtreben unterſtützen ſollte, daß nicht Alles ſo iſt, wie es ſein könnte. Dieſe Filialanſtalt hat kleine düſtere Zimmer, in denen mehre Betten zuſammenſtehen, aber auch einen großen, geräumigen Garten, der ſchon eine Annäherung zur Freiheit ſcheint. In den unteren Räumen waren meiſt Männer. Einer unter ihnen fiel mir auf. Es war ein alter Mann, der eifrig in einem Buche las. Als wir in ſein Zimmer traten, ſah er ſich ſcheu um und als wir näher kamen, klappte er ſein Buch zu, ſtand auf, ſah mich von oben bis unten an und verließ uns trotzig. „Das iſt ein verrückt gewordener Aſtronom", ſagte Doctor Flögel, „ein Mann von großen Kenntniſſen, der ſich unverſtanden und unbewundert glaubt und die Menſchen haßt, die zu ihm kommen. Sein Stubenkamerad iſt anderer Art. Sehen Sie, hier ſtelle ich Ihnen einen in den orientaliſchen Sprachen Bewanderten, einen Gelehrten vor, der aber

plötzlich alles Vertrauen zu ſich verloren hat und ſich einbildet, nichts mehr leiſten zu können. Was der Aſtronom zu viel hat, das hat dieſer zu wenig."

„Der Herr Doctor ſind zu gütig", entgegnete der Irre traurig. „Ich weiß nichts, bin nichts. Ich leſe hebräiſch, arabiſch, perſiſch, aber, lieber Gott, was iſt das? Man ſoll leiſten, leiſten... ich kann nichts als leſen!" Er ſetzte ſich abgewandt von uns hin und bedeckte das Geſicht mit den Händen. Ich hätte dem Armen gern eine Portion von der Arroganz, die da draußen in der Welt Hand in Hand mit der Unwiſſenheit geht, zukommen laſſen. Das hätte ihn geheilt. Allein ſo in ſich verſunken, grub er ſich immer tiefer in die Muthloſigkeit hinein, zweifelte immer mehr, litt immer mehr. Ein wehmüthiger Anblick!

Der Doctor Flögel befolgt das Syſtem, die Art der Verirrung in Gegenwart des Kranken zu nennen. Ich geſtehe, daß ich eine große Beſchämung in der Seele Derer empfand, deren Fehler und Schwächen ſo vor mir aufgedeckt wurden. Später hat mich die Reflexion zu der Betrachtung ge-

bracht, daß dieſes an ſich energiſch wirkende Mittel, immer ein Mittel, eine Aufſtachlung zur Selbſtbeherrſchung und zur Einkehr in ſich ſelbſt iſt. Doctor Flögel verfehlt nicht, die Beſuchenden den Patienten vorzuſtellen, deren ehemalige Stellung eine ſolche Formalität zur Gewohnheit werden ließ. Jeder Irre, dem oder der ich genannt wurde, verbeugte ſich immer ſehr anſtändig. Eine unter ihnen war die Frau eines Militairs. Sie hatte die Manieren der guten Geſellſchaft und machte Gedichte. Ihre Krankheit war Trübſinn. Wer ſie, gut gekleidet, mir einen Stuhl reichen, ſich ſelbſt niederlaſſen und ein Geſpräch führen ſah, der hätte ſie unmöglich für wahnſinnig halten können. Auch war ſie es nur zuweilen! Leider geſtattete die Localität nicht, ſie in ein eignes Zimmer zu betten, ſondern die Arme ſchlief mit einer andern Frau zuſammen, die, im Wochenbett verrückt geworden, einen wahren Heidenſpectakel machte. Sie lachte und ſprach in Einem fort; ihre Haare hingen, pechſchwarz, aufgelöſt auf den Schultern, die Züge waren völlig verwirrt.

Digitized by Google

Von dieſem herzzerreißenden Eindruck fort, trat ich in das Zimmer einer alten Frau, die mich ſehr wohlwollend empfing. Sie war die Tochter eines Künſtlers geweſen und hatte ihr Talent auf dem Clavier bis zur Virtuoſität ausgebildet, hatte immer allein für ſich bei dem Vater gelebt, der von der Mutter getrennt war, und als dieſer ſtarb, ihre kleine Einſiedlerexiſtenz fortgeſetzt. Plötzlich in einer ſchlafloſen Nacht kommt ihr die Erinnerung und die Sehnſucht an die Mutter. Sie ſpringt aus dem Bette, kleidet ſich an, wartet den Tag kaum ab und läuft, immer tiefer, immer brennender das Verlangen nach der Mutter in ſich, von Straße zu Straße, von Haus zu Haus. Sie kennt Niemand in dieſem ungeheuern Wien, als ein paar Menſchen. Die müſſen ihr ſuchen helfen. So ſucht ſie ein, zwei, drei Monate und findet ihre Mutter nicht. Jetzt wird der Schmerz raſend. Sie will die Mutter finden, ſie muß ſie finden. Es läßt ihr keine Ruhe. Sie iſt immer auf der Straße. Sie fragt einen jeden Vorübergehenden. In jeder weiblichen Erſcheinung glaubt ſie die Ver-

lorene, die ihr Unbekannte, die heißgeliebte Mutter zu entdecken. Und nirgends eine Spur! Da legt ſich der Wahnſinn über ſie und Mitleidige führen ſie in die Filialanſtalt. Sie iſt alt. Ihre Mutter muß der Natur nach längſt todt ſein, aber ſie glaubt es nicht, oder glaubt ſie es, ſo ſcheint es als ſagte ſie es mehr aus Gefälligkeit, als aus Ueberzeugung. Sie lächelte wehmüthig, als der Doctor Flögel mir ihre Geſchichte erzählte. „Sie mußte wahnſinnig werden, es war eine pſychologiſche Nothwendigkeit! In dieſem abgeſchloſſenen Leben, mit dieſem exaltirenden, die Nerven abwirbelnden Talente mußte das ſo kommen", ſagte er erklärend. Die Kranke nickte ſehr verſtändig mit dem Kopf. Sie ſchien beſtätigen, dem Doctor Flögel Recht geben zu wollen, aber mit einer Trauer im Auge, die ich ihr nie vergeſſen werde.

Wir kamen zu einem jungen Mädchen, das Garn abwickelte. Sie ſah ſehr ſanft aus, blickte aber nicht auf, als wir näher traten. „Die da iſt eine geheimnißvolle Erſcheinung", erklärte der Arzt. „Seit ſie in der Anſtalt iſt, hat ſie noch

nicht ein Wort geredet. Sie ſcheint ſich zu einem ewigen Stillſchweigen verdammt zu haben. Ich vermuthe, daß der Grund dieſes Zuſtandes verſchmähte Liebe iſt." Die Kranke bückte ſich tiefer; ſie wickelte emſiger ihr Garn ab, ſchien aber im Ganzen untheilnehmend und ſtumpf. Dicht neben ihr ſaß eine Frau auf einem Stuhle, die jedoch bei unſerer Annäherung aufgeſtanden war. „Fräulein, ich ſtelle Ihnen hier Frau von B. vor."

Das Fräulein verbeugte ſich mit freiem, heiterm Anſtande. „Gnädige Frau", fuhr der Arzt fort, „die Dame iſt die Perle unſerer Anſtalt. Sie iſt fleißig, gehorſam, heiter. Sie hat ein durch und durch anſtändiges Benehmen. Nur hat ſie die Grille, ſich zuweilen für die Großfürſtin von Rußland zu halten und dieſe auch — vorſtellen zu wollen."

Das Fräulein ward wie mit Blut übergoſſen. „Herr Doctor", ſagte ſie mit concentrirter Heftigkeit, „ich danke Ihnen für das mir gegebene Zeugniß. Es ehrt mich, allein mein Geheimniß — das

Geheimniß meiner Würde, hätten Sie für ſich behalten können.“

Sie wandte ſich ab. „Warum beſchämten Sie dieſe da?“ fragte ich ſehr beklemmt. „Das iſt nothwendig“, entgegnete Doctor Flögel. „Ohne dieſe faſt objective Hinſtellung ihrer Verirrung würde ich nie zu einem Reſultate kommen. Ich laſſe nicht ab, ihr ihre Thorheit vorzuſtellen. Ich beleuchte ſie von allen Seiten. Sie hat Augenblicke, wo ſie ſich ſchon ſelbſt als geſchlagen bekennt. Der Zweifel, den ich in ihr durch Aeußerungen, wie dieſe gegen Sie, erwecke, iſt wohlthuend und eingreifend. Sie wird auf Ihren Beſuch zurückkommen und ich werde ihr logiſch beweiſen, daß, wenn ſie die Großfürſtin von Rußland wäre, Frau v. B. ſich anders, als ſie gethan, benommen haben würde.“

Wir beſuchten den Garten. Theilweiſe ſaßen die Irren im Sonnenſchein, theilweiſe gruben oder jäteten ſie oder gingen ſpazieren. Einige ſprachen immerfort. Der Arzt erklärte mir dieſe Erſcheinung, indem er mir ſagte: Das ſeien Kranke, die

an Gehörhallucinationen litten. Es ſeien die Unglücklichſten, weil das Getöſe um ſie, das Chor unſichtbarer Stimmen, das ſie beſtändig zu vernehmen glaubten, ſie zum fortgeſetzten Sprechen reize. Die hätten weder Tag noch Nacht Frieden, wehrten ſich gegen das Unſichtbare und müßten nicht ſelten Zwangsjacken tragen. Dieſe und das Feſtſchnallen im Bett ſeien die über ſie verhängten Strafen. Nützlich ſeien die Sturzbäder, obwol der dadurch hervorgebrachte Eindruck augenblicklich oft erſchütternd wäre. Recht erfreulich war es mir, als Doctor Flögel mir ſagte, er ließe die Verwandten zu ſeinen Kranken, er gewähre ihnen, unter Aufſicht, einen Spaziergang und lüde ſie zu Tiſche zu ſich ein. Dieſes menſchenfreundliche Verfahren war mir ungemein erquicklich. Ich hätte ihm danken mögen, daß er ſo weich iu dieſem harten Beruf geblieben ſei, und trat, doch ſtumm und beſtürzt, an ſeiner Seite in den Narrenthurm, deſſen äußere Form den Wienern den Gedanken gegeben hat, ihn den „Kugelhupff“ des Kaiſers Joſeph zu nennen. Er iſt nämlich rund wie jene unter

dieſem Namen bekannten Theekuchen, die man in Hamburg „Puffer" nennt. Seine Mauern ſind dick, wie die Mauern eines Feſtungsthurms und wie dieſer hat er kleine vergitterte Löcher, hinter denen mir ſchon von weitem die Narren entgegengrinſten. Das Erdgeſchoß wird, wenn ich nicht irre, von den Raſenden bewohnt und ward mir nicht gezeigt. Im erſten Stock liegen die Zellen, eine dicht an der andern, rund im Kreiſe, ſie haben jede ein kleines Gitterfenſter und eine Gitterthüre und geben ſo vollſtändig den Begriff von Staatsgefängniſſen, daß ich es ſehr vernünftig von einem alten Narren fand, als er auf mich zukam und mir erklärte: „Er ſei ſeit dreißig Jahren Staatsgefangener". Anders wie eingekerkert können ſich dieſe Unglücklichen auch nicht fühlen und das mehrt unſtreitig das Unbehagen ihres Zuſtandes. Dazu die Ueberfüllung dieſer kleinen Räume, wo ich ſie wie Negerſklaven in Transportſchiffe aneinandergeſchichtet geſehen habe. Einige Zellen ſtanden offen. In einigen andern blickte man durch das Gitter, wie man wilde Thiere anſieht. Hinter

einem ſolchen Gitter lag eine Frau auf dem Bett, die ſich die Kaiſerin von Rußland wähnte, über ſchmachvolle Gefangenſchaft wimmerte und hinaus in die Freiheit verlangte. Ein ärmlich gekleideter Mann mit zwei Strohhüten auf dem Kopfe, einen auf den andern geſetzt, der frei im Corridor herumging, geſellte ſich zu uns, lächelte über die wimmernde Frau und ſagte: „Die Närrin bildet ſich ein, die Kaiſerin von Rußland zu ſein! Ich weiß beſſer, was ſie iſt; denn ich, meine Herrſchaften, ich bin Johannes der Täufer, ich weiß Alles!“ Dann ging er, ſeine zwei Hüte lüftend, ſelbſtzufrieden von dannen. Ueberſchätzung des eigenen Werths, gekränkter Ehrgeiz, falſchgeleitete Demuth ſind die Haupttriebfedern des Wahnſinnes. Das ſah man bei einem Maler, der in ſeiner Zelle ſaß und fleißig arbeitete. Er hielt ſich für Raphael. Der Spott, der ſeiner Selbſtliebe in der Welt widerfahren war, hatte ihn verrückt gemacht. Neben ihm hobelte ein ſtillausſehender Tiſchler. Als er wahrnahm, daß ich Freude an ſeiner Thätigkeit hatte, holte er ein architektoniſch

und perſpectiviſch aufgenommenes Prachtſchlafzimmer hervor und erklärte mir die von ihm ausgedachten Zierrathen mit großer Klarheit. Den hatte die Religion verwirrt gemacht. Er ſoll Zeiten haben, wo er nichts thut als beten, wo er ſich weder Speiſe noch Schlaf gönnt, ſondern in tiefſter Zerknirſchung als Büßer lebt. Der Tag, an dem ich ihn ſah, war ein ſtiller, heiterer. Die Aufmerkſamkeit, mit der ich ſeine Arbeiten anſah, ſchien ihm Vertrauen einzuflößen. Als ich ſchied, ſchenkte er mir die Zeichnung mit dem Bedeuten, ich ſolle mir ein Zimmer darnach bauen laſſen. Ich habe das Blatt, das ſehr ſauber gezeichnet iſt, aufbewahrt, auch Stroh- und Kartenarbeiten mitgenommen, welche die Unglücklichen in ruhigen Stunden verfertigen und die ſehr brauchbar ſind. Das dafür gelöſte Geld beſtreitet nur das Material.

In einem etwas größern Zimmer war vor kurzem ein Ball geweſen. Ja die Vernünftigſten unter dieſen Unvernünftigen haben untereinander getanzt, geſcherzt und ſich ſehr glücklich gefühlt. Wie das wehmüthig geweſen ſein muß! Es hatte ſich

auf dieſem Balle ein ſonderbarer Zufall ereignet. Zwei Schweſtern, wovon die eine im Narrenthurm, die andere in der Filialanſtalt war, hatten ſich, nachdem ſie ſeit vielen Jahren getrennt geweſen und nichts von einander gehört hatten, hier wiedergefunden. Das Wiederſehen ſoll ergreifend und faſt fanatiſch geweſen ſein. Sie, die Beide nicht die Wahrheit von der Täuſchung mehr zu unterſcheiden wußten, hatten ſich doch die Wahrheit des Herzens zu erhalten gewußt, ſie hatten ſich wiedererkannt! Jetzt haben ſie die menſchenfreundlichen Aerzte zuſammengebettet. Ich habe ſie Beide geſehen und ich kann nicht ausdrücken, wie ſtill beglückt ſie ſich anblickten. Es war auch der einzige, beruhigende Eindruck, den ich mit fortnahm aus dieſem ſchrecklichen Thurm. Faſt Alle, die ich hier beſuchte, wollten mit mir gehen. Faſt Alle fragten: „Darf ich mit der Dame fahren?“ Und dabei ſahen ſie theilweiſe bittend, theilweiſe trotzig und verbiſſen aus. Viele waren blödſinnig. Andere waren feſtgeſchnallt an den Betten oder in den Zwangsjacken. Ich habe bei Manchen

nicht die ſo oft geſchilderten verwirrten Blicke des Wahnſinns, ſondern nur den Ausdruck tiefer Trauer bemerkt. In den Aufnahmeſälen, die gleichſam Probeorte ſind, in denen die Geiſteskranken, ehe ſie in die Anſtalt kommen, vorläufig beobachtet werden, ſaß zuſammengekauert auf einem Stuhle ein junges Mädchen, das ſeine Schuhe ausgezogen hatte und andächtig zu beten ſchien. Das Geſicht trug den Ausdruck der Angſt. Gewiß hatte man der von einem Gotte der Rache und des Zorns geſprochen und ſie krümmte ſich nun vor ihm in Furcht und in Verzweiflung. Sie war erſt ſeit einem Tage hier und ſchien das Geſchrei einer Frau mit kurzgeſchornem Haar, die im Bette lag und fortwährend das Wort „Feldhühner" ausſtieß, nicht zu beachten. Es ging ſeltſam bunt hier zu. Ein eleganter Lieutenant in ſchottiſchem Schlafrock und geſtickten Pantoffeln wanderte ſelbſtzufrieden auf und ab; ein altes Mütterchen kaute an einem Stück Suppenfleiſch. Neben einem ſauber gehaltenen Bette ſaß eine hübſch gekleidete Frau und ſchien einen Geiſteskranken, der ſtumpf vor ihr dalag, zu

beſuchen. Sie hielt ſeine Hand in der ihren. Mit der andern trocknete ſie ſich verſtohlen eine Thräne ab. Dieſer ſtille Schmerz rührte mich ſehr. Es gibt Leiden, die zu tief ſind, als daß der Troſt und die Hoffnung ſie erreichen könnten. Für die ſandte Gott das einzige Rettungsmittel: die Ergebung! O möchte ſie in die Seele dieſer Stillweinenden kommen, die ſo anſpruchslos daſaß und nichts ſah als ihren Schmerz.

Digitized by Google

Lenau.

Es iſt irrig, wenn man im übrigen Deutſchland glaubt, Lenau lebe im Narrenthurm. Dieſer unglückliche Dichter bewohnt die Anſtalt des Doctor Görgen, die ſich in Döbling in einer wundervollen Lage, faſt auf dem Lande, inmitten eines prachtvollen Gartens befindet und ſo ſehr den Anblick eines lieblichen Landhauſes bietet, daß der Gedanke an Lenau hier faſt beruhigend und tröſtend wird. Hier umgibt ihn Liebe, Pflege, Bequemlichkeit. Hier wird Alles gethan, was die höchſte Sorge erfinden kann. Hier ſieht er auch die ehemaligen Freunde. Allein hier hat es ſich auch herausgeſtellt, daß der Dichter unheilbar iſt. Die Aerzte halten ſeinen Zuſtand für eine Er=

weichung des Gehirns. Es iſt keine Spur von dem keuſchen Sänger, von dem ſchwermüthig Begeiſterten der Vergangenheit da. Lenau iſt zum Erſchrecken animaliſch geworden. Seine Reden ſind oft cyniſch. Man hat verſucht, ihn mit Muſik zu erheben und die Muſik hat ihn raſend gemacht. Er kennt ſeine Gedichte, er kennt ſich ſelbſt nicht mehr. Einen Tag vegetirt er und ein andermal hat er Anfälle des verzweiflungsvollſten Zornes. Wenn man ihn baden will, geräth er in eine Aufregung, die der Waſſerſcheu gleicht. Einzelne Freunde, die ihn beſuchen, erkennt er und anderen dreht er den Rücken zu. Nicht einmal die äußere Geſtalt iſt mehr da. Lenau iſt ſehr ſtark geworden.

Ich habe dieſe Details hieher geſchrieben, da ſie authentiſch ſind. Möchten ſie dazu dienen, unwohlwollende Gerüchte zu verbannen und der traurigen Wahrheit ihre Geltung zu verſchaffen.

Der Währinger Kirchhof.

Nicht weit von jenem Garten, in dem der unglückliche Dichter lebt, liegt der Währinger Kirchhof und auf dieſem ruhen dicht nebeneinander der Ritter von Seyfried, Beethoven und Schubert. Blumen- und Immergrün ſchlingen ſich um Gräber, auf denen die Trauerweide ihre hängenden Zweige herabſenkt; kleine Kreuze wechſeln mit hochaufgerichteten Leichenſteinen, unterbrochen von unſcheinbaren Raſenhügeln, unter denen die leidenden Menſchenherzen ſchlafen. Im Sonnenſchein glänzen die goldenen Buchſtaben auf den Beethoven'ſchen und Schubert'ſchen Monumenten. Eine Leier hier, eine Büſte dort, im Thale die wogenden Nebel und auf dieſem Kirchhof die feierliche Stille,

zwiſchen der hindurch die Erinnerung an die großen Todten mit jubelndem Flügelſchlag rauſcht! Wohl kann der ewige Schlaf über die ermüdeten irdiſchen Augen, aber nicht über den Gedanken, nicht über die That ſchleichen!

Weiterhin, bekleidet mit Blumen, die eine ſorgſam mütterliche Hand pflanzte, liegt das Grab der ſiebzehnjährigen Alma von Goethe, des großen Dichters Enkelin. Der Stein bedeckt in ſeiner ganzen Länge dies junge, eben im Todesſchlaf untergegangene Leben! — Goethens Nachkommenſchaft iſt nicht glücklich geweſen. Der Sohn iſt auf dem Fremdenkirchhof zu Rom begraben. Die Enkelin ruht in Wien. Die beiden überlebenden Enkel ſind kränklich. Nirgends zeigt ſich ein friſches, fröhliches Weiterleben. Nirgends iſt Ausſicht, einen Namen wie Goethe's nochmals erblühen zu ſehen. Und doch ſchimmert er purpurn und hoffnungsgrün und ſteht wieder grau und geiſterbleich auf den Kirchhöfen zu Wien, Weimar und Rom!

In Währing lebte Gentz. Von hier aus ſchrieb

er jene Briefe an Fanny Elsler, die wir Alle kennen. Hier beſitzt auch Herr von Hammer ein Landhaus, das er bewohnt, wenn er nicht wie jetzt in Steiermark iſt.

Digitized by Google

Die Gemäldeſammlung des Herrn von Arthaber.

Dicht daran ſtößt Döbling, deſſen Zierde der Tullnerhof des Herrn von Arthaber iſt. Die Beſitzung iſt ſo reizend, daß man verſucht wird, dem Eigenthümer das Glück dieſer Wohnung zu beneiden. Ganz abgeſchieden, auf einem Hügel, von dem aus ſich ein Park in die Tiefe erſtreckt, in der Mitte einer üppigen Natur, liegt das ſchön gebaute Landhaus und ſieht, anmuthig umwebt von traum-ſtiller Einſamkeit, herab auf das Treiben zu ſeinen Füßen oder hinaus auf den Kahlenberg. Als wolle es die Müden locken, die Unruhe der Stadt gegen den Frieden des Landlebens einzutauſchen, ſo winkt es mit ſeinen weißangeſtrichenen Mauern und ſeinem weithinausgehenden Bal-

con. Die obere Etage faßt eine Bildergalerie in ſich, die aus Originalen lebender Künſtler beſteht. Herr von Arthaber hat den weiſen Grundſatz verfolgt, die Kunſtbeſtrebungen der Gegenwart durch Ankäufe und Beſtellungen zu ermuthigen. Natürlich, daß er die öſtreichiſchen Maler am meiſten im Auge behielt. Doch hat er die ausländiſchen auch nicht vergeſſen.

Zwei Bilder von Danhäuſer, die ſich gegenſeitig ergänzen, ſind charaktervoll. Das eine nennt der Katalog „den Praſſer“ und das andere wird als „Armenſuppe“ bezeichnet. Der Praſſer ſchmauſt, umgeben von zwei Herren und einer Dame, im Schlafrock, das Geſicht roth aufgedunſen, an einem Tiſche, auf dem der Champagner und die Leckerbiſſen nicht fehlen. Ein in Lumpen gehüllter Bettler hat ſich in die Thüre gewagt, wird aber von einem unter dem Tiſch befindlichen Hund hart angefahren. Seitwärts erblickt man einen aufwartenden Neger, der neue Zufuhr bringt und den vor Ermüdung faſt in die Knie ſinkenden Bettler ſcharf anzublicken ſcheint. Alles lebt und bewegt ſich auf

Digitized by Google

der Leinwand. Die Dame, die mit bloßen Schultern daſitzt, hat ſich zu dem Armen gewandt. Ihr Ausdruck iſt Schrecken. Im zweiten Bilde hat ſich die Scene geändert. Der Praſſer iſt zum Bettler geworden. Da ſitzt er, von ſeinem Hunde begleitet, die Kleider zerriſſen, das Haupthaar gebleicht, und hält, ſtill wartend, die Schüſſel hin, die ein Mönch mit Suppe füllt. Ihm gegenüber hat ſich derſelbe Arme, der Zeuge ſeiner Schwelgerei war, niedergelaſſen auf eine Bank. Er hat ihn wiedererkannt. Gutmüthig reicht er ihm die Hand. Ihm zur Seite ſitzt der auch arm gewordene Mohr, frohlockend und hämiſch, den Arm auf den Tiſch geſtützt. Dazwiſchen üben die Speiſe austheilenden Mönche mit friedlich-milder Miene die barmherzige Liebe, indeß die vorüberwandelnde Dame den Praſſer erkennt und beſchämt ſich von ihm abgewandt zu haben ſcheint. Danhäuſer iſt ein tüchtiger Maler. Seine Bilder haben das Einzelne erfaßt und es mit glänzenden Mitteln in überſichtliche Abrundung gebracht. Friſch und keck hat er ſeine Zuſtände durchlebt und ſie nun, wenn

auch nicht immer poetiſch, doch wahr auf die Leinwand gezaubert. Er iſt Gauermann verwandt, deſſen reiche Landſchaften ſo voll lebhafter Kunſtbeſtrebung und ſo tief an Verſtändniß ſind. Sein Standpunkt iſt originell; überall athmet und lebt es in ſeinen Bildern. Ochſen vor hochaufgeſchichteten Erntewagen, ein graſendes Pferd, eine ſchmucke Bäuerin, ein ferner Horizont, fliegende Wolken..., er hat das lieblich zuſammengeſchüttelt und prächtig die Natur zu malen gewußt. Seine „Ernte“ iſt das würdige Gegenſtück zum „Sturm“ und dieſen ſchließen ſich die „Alpe“ und die „Schmiede“ an. Ich geſtehe, daß die Alpe mit der untergehenden Sonne, mit der ſommerduftigen Färbung, dem wuchernden Buſchwerk, dem friſchen Grün, das die Spalten und Ritzen bekleidet, mir einen ſo tiefen Eindruck machte, daß ich mich ſchwer von dem Bilde trennte. Es iſt Alles ſo wunderbar ſtill, ſo andachterweckend, ſo lebenswarm darauf! Die Blumen, die zwiſchen dem Graſe blühen, haben ſich vor den Strahlen der untergehenden Sonne, die Wolken und Berge er-

glühen läßt, ſchüchtern untergeduckt. Die kleinen Singvögel ſchweigen, indeß eine Kuh einem neuen Sennzug entgegenſieht, dem die Sennin mit dem Milchnapf in der Hand nachſchreitet. Vorn liegt behaglich ausgeſtreckt ein Mutterpferd. Es hat das kleine Füllen vor ſich. Zärtlich beobachtet es ſeine Bewegungen, das ſchalkhafte Wälzen im Graſe, den rückwärtsgewandten Kopf, den es zu belecken ſtrebt. Nebenan wiederkäuen ein paar Schafe. Der alte Senn hat ſich vor die Hütte geſetzt und ſcheint nicht zu merken, wie naſeweis eine Ziege auf dem Dache geht. Man möchte ſie verjagen dieſe Ziege und doch ſieht ſie ſo gutmüthig dumm aus, daß man ſie ſchnuppern und ſtolpern läßt. Wie ſich das Alles gottvergnügt in dem Bilde ausnimmt! Der unbeſchreibliche Ausdruck von der treuherzigen Pfiffigkeit der Thiere, ihre luſtigen Sprünge und die Aelpler daneben .... ich glaubte mich auf der Scheideck im Berner Oberland, an einem Abend, wo ich mich plötzlich unter einer weidenden Heerde neben einer Sennhütte gefunden hatte.

Amerling's „Bürgermeiſter", ein Portrait im Style Van Dyk's, iſt ſehr warm und edel gehalten. Auch ſeine „Witwe", in ſchwarze Tücher gehüllt, mit dem Kinde, das eingeſchlafen iſt, an der Bruſt, die Thränen, die lebensvoll an den Wimpern zittern, vom tiefſten Schmerze erpreßt, auch dieſe iſt ſchön.

Felice Schiavoni hat Rafael in einem Gemache gemalt, das, reich ausgeſchmückt, Fornarina's Zimmer zu ſein ſcheint. Er ſitzt vor der Staffelei; die Geliebte, die ihm über die Schulter blickt, betrachtet abwechſelnd ihn und ihr Bild. Die Compoſition iſt ſehr lieblich, ſehr innig und wahr. Dieſe Geſtalten ſcheinen ſich aus der unmittelbarſten Gegenwart unter den Pinſel des Malers gedrängt zu haben; ſie ſind, ich möchte ſagen, lichtfunkelnd, obwol ſich hie und da und vielleicht eben deswegen tiefe Schatten lagern.

Die „arme Offizierswitwe" von Peter Fendi, die in einem Dachſtübchen, mit der Uniform ihres Gatten bedeckt, früh an der Arbeit ſitzt, ſcheint eine betrübende Nachricht bekommen zu haben. Der

offene Brief, das kleine, noch ſchlafende Kind, das Portrait des Mannes, die Armuth der Umgebung, Alles erzählt von tiefeingreifenden Lebensſchmerzen, von ſtarren Eindrücken, von blitzerſchütternden Erfahrungen. Welch ein liebeſeliges Weib mag das in den Tagen des Glücks geweſen ſein und wie elend iſt es jetzt! Man kann den Blick nicht von dem ſaubern, ſchwermüthigen Bilde wenden; man kann das edle, geiſt- und ſchmerzdurchleuchtete Geſicht nicht wieder vergeſſen!

„Das Innere der Nonnenkirche in Salzburg", dies ſchöne Bogengewölbe im gothiſchen Styl mit einfallender Beleuchtung, „der Bauerbub", der ſich einen Splitter aus dem Fuße zieht, „die zwei Mädchen an einem Waldbache", die eine Blume um Rath fragen, und die „Fernſicht auf Salzburg von Fiſchbach", geben einen ſchönen Blick auf die Leiſtungen dieſes Künſtlers. Er hat einen lebendigen Ausdruck und einen im Farbenduft wahrhaft geſättigten Pinſel, wenn ich dies ſagen darf, aber er iſt nicht frei von Manier.

Es iſt ſonderbar, wie ſchön Achenbach den

Norden und wie wenig er den Süden zu malen verſteht! Herr von Arthaber beſitzt eine ſchwediſche Landſchaft von ihm, eine Gegend von Trolhätta, die mit wildem Gebirgswaſſer durchzogen und ſo düſter-romantiſch iſt, daß man ſich angefröſtelt und doch feſtgebannt fühlt. Ja, das iſt der graue, nebelduftige Norden, das ſind die runden, ſchweren Wolken, das iſt die traurige Lichtabweſenheit im Contraſt mit Italien, das ſo viel violetblau, ſo viel orange- und ſilberfarbiges Zauberlicht, ſo viel magiſche Effecte, ſo viel Dunſtſchein hat! Deswegen kann Achenbach wol das Eine, aber nicht das Andere malen. Wer den Norden, dieſe mit Wolkenvorhängen verhüllte Natur kennt, wer ſie belauſcht, verſtanden, wer ſich in ſie verſenkt hat, dem wird Italien mit ſeinem goldzitternden Himmel, mit der purpurnen Sonne und dem daraus entſtehenden, verklärt ſchimmernden Veilchenblau einen zu berauſchenden Eindruck machen. Achenbach's italieniſche Landſchaften ſind misrathen. Der Norden kann ſich nicht mit dem Süden vermengen. Zwiſchen beiden iſt keine Vermittelung möglich.

Digitized by Google

Herr von Arthaber beſitzt über hundert Bilder, geſchmackvoll an den Wänden ſeiner Zimmer aufgehangen. Er beſitzt auch das nicht im Katalog angegebene „Jagdrecht“ von Hübner und ſchöne Bilder von Haſenpflug. Es iſt aber nicht möglich, Gemälde für Gemälde, Sammlung für Sammlung in einem kurz zugemeſſenen Zeitraum zu ſehen. Aus eben dieſem Grunde habe ich nur einen Blick auf die Liechtenſtein'ſche Galerie werfen und die ſehr gerühmten der Grafen Schönborn, Czernin, Lamberg und Anderer gar nicht ſehen können. Ueberhaupt müßte man, um Wien mit ſeinen maſſenhaften Kunſtſchätzen, von denen das Ausland ſo wenig weiß, kennen zu lernen, Jahre ſtatt Wochen zur Verfügung haben. Man müßte ſich frei von Geſellſchaft, frei von Zerſtreuungen halten und würde immer noch nicht Zeit für Das haben, was dieſe überreiche Stadt ſo verſchleiert, ſo geheimnißvoll, ſo unter Cenſurverſchluß birgt. Unter der Kategorie des letztern muß ich die Katakomben nennen, die, ſeit Miſtreß Trollope ſie beſchrieben, dem Publicum verſchloſſen ſind. Damals als die

blauſtrümpfige Engländerin ſie beſuchte, ſollen ſie wunderbar romantiſch, ein Chaos von ungeordneten Knochen geweſen und von ihr misfällig betrachtet worden ſein. Denn bekanntlich iſt der Engländer nicht romantiſch, ſondern poeſielos-modern. Er will Alles polirt, geſchniegelt und geſtriegelt haben; er macht Anſpruch auf eine faſt ausgehöhlte Aeußerlichkeit, welche die Naivetät und die Schauer der Romantik ausſchließt; er will ſogar die Katakomben, dieſen Ort des Todes, genießlich tapezirt und aufgeräumt ſehen. Als Miſtreß Trollope ſich heftig gegen die düſtere Melancholie dieſer Unordnung geäußert hatte, verſchloß man die St. Stephanskatakomben. Nur der Fürſterzbiſchof kann die Erlaubniß zu ihrer Beſichtigung ertheilen. Ich bin um dieſen Eindruck, wie um manchen andern gekommen. Das aber wollte ich wenigſtens nicht, Wien verlaſſen, ohne Laxenburg geſehen zu haben.

Laxenburg.

Laxenburg liegt eine Poſtſtation von Wien, in einer von Gebirgswaſſern durchſchnittenen Ebene und taucht ſchon im vierzehnten Jahrhundert mit ſeinem Schloß, Garten und Aeckern in der Geſchichte auf. Oft iſt es ſeitdem Zeuge von Kriegsverheerungen geweſen; in die Hände der Auersperg, dann in die Mannsfeld'ſchen und wieder in die kaiſerlichen gekommen, bis Leopold I. es zu verſchönern anfing. Metaſtaſio, der unter dem Schatten ſeiner Bäume wandelte, ſoll von ihm geſagt haben:

Laxenburgo non è Castello,
Laxenburgo non è Città,
Ma è un luogo bello
Che piace a Sua Maestà.

Digitized by Google

Wirklich iſt es ſo lieblich, ſo einſam, ſo voll prangender Bäume und Büſche, ſo voll Waſſer und Wieſen, daß die ſtille Luft um uns und der blaue Morgenhimmel recht eigentlich zu dem Park zu gehören ſcheinen. Das Schloß, wie alle Schlöſſer, konnte mir, trotz unſeres Führers, der uns mit vieler Emphaſe von den Gemächern, der Reitbahn und dem dazu gehörenden Theater ſprach, kein Intereſſe abgewinnen. Als er mich aber vor einen tropiſchen Baum führte, den er die „himmliſche Tanne" nannte, da blieb ich ſtehen; denn dieſer Baum, mitten unter deutſche Eichen und Kaſtanien gezaubert, ſah zart gefiedert, elfenhaft aus. Er ſchien ſein heißes Verlangen dem leuchtenden Himmelsblau entgegenzuduften und ſchwermüthig vor mächtiger Sehnſucht nach ſüdlicher Sonne in ſich zuſammenzuſchauern. Sicher träumte ſeine üppige Schönheit in dieſer ihm vollkommen fremden Exiſtenz von weichen, warmen Lüften, denn zuweilen funkelte es in den Zweigen oder zitterte es auf dem Gipfel, der ſich, ſchlank aufgeſchoſſen, im zuckenden Leben nach der Heimat umzuſchauen ſtrebt.

Digitized by Google

Ich ſchiffte hinüber zur Franzensburg. Sie iſt im gothiſchen Styl gebaut und viel wohlthuender als die vielen Tempel und Spielereien des Parks. Hier in dieſem Knappenhof, in dem Krönungs- und Habsburgerſaal kann man ſich in ein kräftiges Jahrhundert, unter Helden und edle Frauen träumen, kann wähnen, daß der geharniſchte Ritter hinter dem Humpen ſitzt oder, aus der Schlacht heimgekehrt, Thaten erzählt.

Die Franzensburg hat einen Thurm, von dem aus man den Park, das Land, ja Ungarn und die ſteierſchen Gebirge erblickt. Inwendig geht es Trepp' auf Trepp' ab, durch kleine winklige Gemächer in Säle und von dieſen in den Kerker, in dem eine lebensgroße Figur, ein in Ketten liegender Tempelherr, an die Schauer des Mittelalters erinnert. Sehr werthvoll ſind die Alterthümer, die aus Greifenſtein, Roſenſtein, Kremsmünſter und Kloſterneuburg zuſammengeſtellt, die Geſchichte, die Sitten und Gebräuche in kunſtvollen Gefäßen und Geräthen zeigen. Die gemalten Fenſterſcheiben ſind neu und werfen einen ſo glühenden Far-

benſchmelz auf die alten Räume, daß dieſe dadurch etwas Warmes, Anmuthendes gewinnen. Die Wohnung der Burgfrau mit den zwei Betſchemeln nimmt ſich gar fromm aus; ſie ſcheint eben einen Gang ins Freie gethan zu haben, dieſe liebliche Burgfrau. Das Gebetbuch, in dem ſie geleſen, hat ſie aufgeſchlagen gelaſſen. Ob man hier neben ihr wohnen, mit ihr ſich freuen oder leiden möchte? Ich glaube wirklich, es ließe ſich in dieſer kleinen Welt behaglich leben, wenn nur nicht immer die Gedanken hinaus in die Ferne in ungemeſſener, wenn auch verſtandener Sehnſucht ziehen wollten!

Sie waren es denn auch, die mich wieder fort aus der Burg über die kleine fliegende Brücke nach der Marianneninſel und dann weiter nach Mödling und der Briehl lockten. Die Marianneninſel hat romantiſch-ſchöne Baumgruppen und einen ſie umgebenden See, deſſen Waſſer ſo klar und durchſichtig iſt, daß die alten Eichen ſich darin mit ihren goldumkränzten Aeſten in vollſter Färbung ſpiegeln. Rings um uns war lautloſe Einſamkeit. Der herzſchwellende Eindruck des blauen Himmels, die

Digitized by Google

würzigen Düfte der Erde, das Rieſeln des Waſſers wird erhöht durch ein beruhigtes Weilen, ein ſtilles in ſich zuſammengehaltenes Glück, durch ein Schauen voll Rührung und Friede.

Digitized by Google

Mödling und Briehl.

Mödling bildet den Anfang einer Gebirgswand, die ſich nach Baden und dem Helenenthal hinzieht. Von Mödling kommt man nach Briehl, deſſen maſſenhafte Felspartien wunderlich mit der eben verlaſſenen Laxenburger Ebene abſtechen. Wie Perlen in rauhen Muſcheln, ſo liegen die weißangeſtrichenen Landhäuſer zerſtreut im Gebirg, umgeben von dunkelm Gebüſch, zwiſchen dem eine Statue oder eine Fontaine geheimnißvoll durchſchimmert. Wohl kann ich mir einen Sommeraufenthalt in Briehl als lieblich denken. Es iſt viel Grazie neben dem Ernſt in der Natur hier anzutreffen; geſchlängelte Wege durch hohe Hecken, Weinberge und Gärten und himmelanſtrebende

Berge, über die der Zauber der mittelalterlichen Romantik, in Ruinen, Kapellen und Crucifixen ſich ausgießt. Dazu der Katholicismus, der nun einmal zur charaktervollen Staffage der Natur geworden iſt. Seine blumenumkränzten Madonnen- und Jeſusbilder, ſeine ewigen Lampen, der Landmann, der ſtill ſein Gebet in der Kapelle verrichtet, die Kirchen und Klöſter im Thale und auf der Höhe, die waldigen Felsränder, die murmelnden Gebirgsquellen, überſtrahlt mit den Gluten des ſich orangefarben auflöſenden Abendroths — die Landſchaft hat wieder das rechte Colorit gewonnen. Die Glocken läuten zum Ave Maria; ein Bettelmönch zieht barfuß vorüber, der Epheu umrankt das bröckelnde Gemäuer, die Glühwürmer ſprühen an den Gräben, ſchlaftrunken flattert ein Schmetterling vorüber; phantaſtiſch geht der Mond, von leichten Wolken umzittert, hinter den Felſen auf. Sein gelbliches Licht fällt in blaſſen, langen Strahlen wie anbetend nieder ins Thal... da pfeift es... Wir ſind wieder in Mödling an der Eiſenbahn und eine halbe Stunde darauf in Wien.

Digitized by Google

Das Theater in der Joſephsſtadt und das Theater an der Wien.

Nach dem Eindruck dieſes Abends ins Theater in die Joſephsſtadt zu fahren, iſt hart. Und doch habe ich das, wie ſo vieles Andere, mir auf der Reiſe gefallen und vielleicht des Contraſtes wegen ſogar gern gefallen laſſen. Die Localität dieſes ſchmutzigen, ſchlecht riechenden Theaters iſt abſcheulich. Möglich, daß beſſere Stücke als das, was ich ſah, den Anblick und die Unbehaglichkeit dieſes Orts vergeſſen machen. „Tauſend und Eine Nacht“, das während meiner Anweſenheit täglich gegeben wurde, iſt ſo abſchreckend dumm, ſo ganz ohne alle Naivetät, die man hier anzutreffen glaubt, das Publicum iſt ein ſo genußſüchtiges, von allem Schönheitsgefühl entblößtes, ein Herr Denemy ſchrie ſo

fürchterlich und der Komiker Feichtinger machte ſo wenig anſtändige Sprünge, daß ich von dieſem Volkstheater die übelſte Idee mit fortgenommen habe. Das in der Leopoldſtadt war geſchloſſen. Dagegen hat mich das Theater an der Wien ſehr eingenommen. Hier waltet eine höhere, beſſere Idee vor. Es iſt nicht Alles auf die Zweideutigkeit, auf die Dummheit, nicht Alles auf den Ungeſchmack des Publicums berechnet. Die Räume ſind ſchön. Silberſchillernde Verzierungen wechſeln mit blauen Draperien ab. Die Logen ſind geräumig. Man könnte an die Scala in Mailand erinnert werden, ſo behaglich ſitzt es ſich auf weichgepolſterten Stühlen. Die Scene, mit einem tiefen Hintergrund, iſt überraſchend groß. Sie muß groß ſein, um Spectakelſtücke, wie ſie hier vorzugsweiſe gegeben werden, aufführen zu können. Man gab „den Sohn des Geächteten", ein Süjet, das den Evolutionen der Truppen zu Pferde und zu Fuß angemeſſen war. Herr Podeſta bediente ſich der Maske Friedrich des Großen mit Glück. In Herrn Kunſt erkannte ich einen tüchtigen Künſt-

ler, wenn auch die ſtarkgewordene Figur ihm hinderlich iſt. Demoiſelle Weißbach hat ſeit ihrem hamburger Aufenthalt hübſche Fortſchritte gemacht. Natürlich, daß dies militairiſche Schauſpiel nur Effecte, aber keine Handlung hatte. Die Aufſtellung eines lebendigen Theaters, das heißt, eines Theaters von natürlichen Bäumen, war mehr eine Curioſität, als daß es ſich beim Lampenſchimmer gut ausgenommen hätte. Die Muſik war vortrefflich und die Gefechte zu Fuß und zu Pferd ſo künſtlich, daß man mitten in dem Schlachtlärm zu ſein glaubte, ohne durch die gewöhnliche Kleinlichkeit ſolcher Auftritte auf der Bühne geſtört zu werden. Hier ging es wirklich großartig-militairiſch zu, und als endlich nach all' dem Hin- und Herreiten, dem Commandoruf, dem Pulverdampf und dem Auffahren der Kanonen doch kein Blut floß, ſo gewann man eine heitere Stimmung und verließ ſingend und trällernd wie nach einer ſchön abgehaltenen Parade das Theater an der Wien, in dem Jenny Lind und Meyerbeer vor kurzem ſo viel Lorbern geerntet hatten.

Die hohe Warte.

Mein letzter Eindruck in dieſer ſchönen Stadt war die Beſteigung der hohen Warte bei Döbling. Dieſer Punkt iſt eine Höhe, von der man die Ausſicht auf ein reiches Panorama gewinnt. Der Morgen war neblig geweſen, aber im Augenblick, als wir oben auf der Warte ſtanden, riſſen die Florſchleier vor der Sonne auseinander und ſanken nieder in die ſchillernde Donau. Da lag vor uns im Glanze des Lichts das weitgeſegnete Land bis Ungarn mit ſeinen Bergen und Thälern, mit den Klöſtern und Thürmen, den gelbwogenden Feldern und den rankenden Weinſtöcken. Links ſchlängelte ſich die Donau wie ein breites Band um den Kahlenberg und bog ein nach Preßburg, rechts ſchoß der Stephansthurm wie ein ſchwarzer Rieſenarm hoch in die Wolken. Ueberall ſchön

Digitized by Google

geſchwungene Linien, zackige Höhen, ein weiter, reicher Horizont, umduftet von weißlichem Nebeldunſt, verklärt von dem immer kryſtallreiner werdenden Himmel. Ueberall die reiche, üppige Gegenwart und oben auf dem Kahlenberg die ſchimmernden Ruinen verfallener Herrlichkeit. Ja, hier auf dieſer Höhe, herausgerückt aus Wien, angelehnt am Fuße des Kahlenbergs, kann man öſtreichiſche Geſchichte ſtudiren. Zuerſt war Leopold der Vierte hier anſäſſig, der bedächtlich aus ſeiner prächtigen Burg herab auf die rauſchende Donau, auf Heimburg und die Berge der Leytha ſchaute. Dann tummelte ſich Kriegsgeſchrei in der Ebene, dann wehte die Fahne des Friedens. Darauf kamen die Türken und ſchleiften das Schloß. Dann beteten Mönche. Dann ſah man Sobieski. Hier lebte auch Oeſtreichs Apoſtel, der fromme Severin, und predigte Liebe und Duldung. In dieſer kleinen Waldſchlucht lag einſam das ſtille Bethaus, in dem er um ſich die Schüler ſammelte.

Zahlloſe Erinnerungen, ausgeſäet mit Blut auf dieſem Boden, haben nichts als eine thatenloſe

Begeiſterung geweckt. Hie und da tritt ein Charakter, eine Epoche hervor. Selten, daß Vorſatz, Entſchluß und Ausführung zuſammen in einem Schlage fallen. Aber das Schickſal webt doch langſam ſein großes Reſultat; langſam zeigt ſich der Uebergang vom Endlichen zum Unendlichen; aber das Unendliche gehört nicht mehr Oeſtreich allein, ſondern der Welt. Wie iſt das Daſein inhaltreich, die Erde ſchön! Ich verfolge die Donau, wie ſie ſich ſchüchtern von ihrem Urſprung durch den Schwarzwald nach Baiern und Oeſtreich wagt. Bei Wien wogt und tobt ſie voll Jugendluſt, umfaßt den Kahlenberg, wirft ſich Preßburg, Peſth und Ofen um den Hals und ſchwimmt, nachdem ſie die ſchönen Städte verlaſſen, traurig abwärts in das ſchwarze Meer. Geheimnißvoll dämmern dazwiſchen die Karpathen im Weſten auf. Wie in Lapislazuliblau getaucht, ziehen ſie weit am Horizont hin, glänzen und ſchimmern, trauern und ſchweigen. Oeſtlich — liegt Preußen, iſt Sachſen; öſtlich flammt es, und im Süden? Ach, wer ſtatt mit der Eiſenbahn nach

Breslau, gen Italien ziehen, Venedig, Florenz, Rom und Neapel ſehen, ſich ſättigen, ſich an der Erhabenheit dieſer Eindrücke tröſten könnte!

Ich will Abſchied von Wien nehmen, Abſchied von den Betrachtungen, die ich in ihm gemacht, von den Menſchen, die ich kennen gelernt, von dem Wünſchen, Hoffen und Zweifeln, das es mir geweckt hat. Aber nicht Abſchied für immer! Wien iſt eine Stadt, gegen die ſich Manches einwenden läßt. Augenblicklich reizt es zum Widerſpruch; wenn man aber am Tage der Abreiſe rückwärts blickt, wenn es ſich majeſtätiſch zu den Füßen ſeiner Berge, in üppiger Ebene lagert, wenn die guten Menſchen wohlwollend lächeln, die Stephanskirche ſich aufthut, der überraſchte Blick auf die großen Kunſtſchätze, auf das Theater fällt, wenn hier eine Villa und dort ein Park ſich öffnet, dann denkt man, übermannt von den verſchiedenartigſten, meiſt großen Eindrücken: Wien iſt doch ſchön!

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

304 Seiten
komplett

Stanford University Libraries
3 6105 002 322 738

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
CECIL H. GREEN LIBRARY
STANFORD, CALIFORNIA 94305-6004
(415) 723-1493

All books may be recalled after 7 days

DATE DUE

DOC APR 27 1994

Digitized by Google